



ANDERLAND

Hans Graf von der Goltz

Berlin Verlag

Roman

Hans Graf von der Goltz

ANDERLAND

Roman

BERLIN VERLAG

© 2004 Berlin Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten



Umschlaggestaltung:
Nina Rothfos und Patrick Gabler, Hamburg
Typografie: Renate Stefan, Berlin
Druck & Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany 2004
ISBN 3-8270-0542-6

Kurt Anderland ist Vorstandsvorsitzender der Wolfer AG in München. Die Firma ist von einem Großkonzern übernommen worden. Sie soll in ihre Teile zerlegt und verkauft werden. Anderland, der in der Wirtschaftswelt einen guten Ruf genießt, soll die Zerschlagung decken. Aber im letzten Moment entscheidet er sich, nicht mitzumachen. Er tritt zurück. Das ist der Ausgangspunkt eines einzigartigen Wirtschaftskrimis aus der Feder eines Mannes, der selber einer der großen Industriellen Deutschlands war...

1

Als wiederholte seine Stimme, was eine andere ihm vorgesagt hatte. Eine Maschinenstimme, monoton, jedes Wort für sich in einem kahlen Raum stehenlassend, in dem er auf einem Metallschemel saß, ganz allein, mit schweren Kopfhörern über den Ohren, sich der Stimme zuwendend, mal nach rechts, mal nach links. Wort für Wort. Und am Ende dem Befehl: »Wiederholen Sie!«

Seine Stimme, noch von diesem Traum belegt, aus den dünn gewordenen Schlafschichten des Morgens. Der Weg zum Erwachen war nicht lang genug gewesen, die Befehle zu löschen, die Monotonie aufzulösen. Obwohl sie sich schon geliebt hatten, aus dem Schlaf heraus. Sie hatte einfach die Hand nach ihm ausgestreckt. Eine halbe Stunde mochte das her sein.

Noch immer die Maschinenstimme, die gegen die Wände seines Kopfes schlug. Sie paßte nicht zu dem, was er jetzt sagte: ob sie deshalb mit ihm geschlafen habe? Aber eine andere Stimme hatte er nicht, jetzt, in diesem Moment, da er das sagen mußte. Er hätte nicht warten können. Keine Minute länger.

»Idiot!« Scharf getrennt die drei Silben. Und dann ein Zischlaut, der in dem noch fast dunklen Schlafzimmer gegen die Decke zu prallen schien, um sich mit seiner Feuchtigkeit auf das breite Bett herabzusenken. Sie hatte die Knie angewinkelt, verharrte einige Sekunden in dieser Stellung, als wartete sie. Dann stieß sie mit den Füßen die Bettdecke zurück, sprang mit einer Drehung ihres Körpers aus dem Bett, tänzelte auf die Badezimmertür zu.

»Neben der Tür stehen Hausschuhe!« Rostig, dachte er, seine Stimme war rostig geworden. Er räusperte sich. Sie reagierte nicht, warf die Tür zum Bad wortlos hinter sich zu.

Es tat ihm leid. Er hätte das nicht sagen sollen. Jetzt war es zu spät. Er hatte schlecht geschlafen, hatte sich von einer Seite auf die andere geworfen. Die Hüften hatten ihm weh getan. Er sollte sie röntgen lassen. Sie hatte neben ihm gelegen, ruhig, fast ohne Schlafgeräusch. Sie mußte erwacht sein, ehe sein Traum ihn freigegeben hatte, hatte unter der Bettdecke ihre Hand nach ihm ausgestreckt, als gehörte das zum Tagesbeginn.

Und bald danach hatte sie leise zu sprechen begonnen, zu leise, um das Lärmen der Maschinenstimme in seinem Kopf durchdringen zu können. Er hörte nicht hin. Er konnte sie immerhin bitten, zu wiederholen, was sie gesagt hatte. Später. Falls es wichtig gewesen wäre.

Bis sie »Wolfer« gesagt hatte.

»Ich arbeite übrigens bei Wolfer, habe ich gesagt. In der Werbeabteilung.«

Übrigens, hatte sie gesagt.

»Dann hast du die ganze Zeit gewußt – !«

»Ich hätte es dir sagen sollen. Aber dann hättest du vielleicht nicht – «

»Bestimmt nicht!« Noch immer das metallische Echo der Stimme. Die Falle! dachte er.

Er hätte nicht hingehen sollen. Aber es war Donnerstag. Sein Donnerstagabend. Er hatte nicht daran gedacht, das Mädchen wiederzusehen. An nichts hatte er gedacht. Er hatte, bis in jede Bewegung seines Körpers hinein, Befehle befolgt. Sie gingen ihn nichts an, hatten sich nur seiner Gewohnheit bemächtigt.

Seit Jahren war er in dieses Fitneß-Studio gegangen. Immer am Donnerstag, nach dem Büro, hatte dort an den Geräten seine Übungen gemacht, ein strenges Programm. Man hatte sich an ihn gewöhnt, ließ ihn in Ruhe. Sobald er seine Übungen beendet hatte, duschte er und verließ das Studio.

Er kannte dort niemanden, nahm die anderen Besucher nicht wahr. Bis zu jenem Donnerstag, vor sechs Wochen, als ihm bei einer von der Übung vorgeschriebenen Drehung des Kopfes das Mädchen aufgefallen war, der vollendete Körper, in der tänzerischen Beherrschung seiner Bewegungen. Ein, zwei Sekunden. Ein Bild, mehr nicht. Als er das Studio verlassen hatte, war es schon vergessen. Aber die Erinnerung war zurückgekehrt, als er am folgenden Donnerstag sein Büro verließ, um ins Studio zu gehen. Die Erinnerung an das Bild, mehr nicht.

Er hatte sie sofort gesehen, und er konnte bei bestimmten Übungen nicht anders, als seinen Blick über den Körper des Mädchens streichen zu lassen. Ihre Blicke trafen sich, mit einem flüchtigen Lächeln. Andeutungen leisen Spottes? Oder einfach Freundlichkeit? Verlegenheit eher, angesichts der Bewunderung eines älteren Mannes? Ein Spiel um Willkommen und Abschied. Kaum wahrnehmbar. Es war Teil seines Donnerstags geworden.

Es hätte jeder andere Tag gewesen sein können, der Tag im Chartroom. Er hatte ihn nicht festgelegt, hatte den Termin angenommen, ohne auf den Kalender zu blicken. Ein Tag war so gut oder schlecht wie der andere.

Und erst als nichts mehr geblieben war, nichts vom Tag, von seinem Leben, nichts außer der Unterwerfung unter die im Gedächtnis eingefrästen, mechanischen Abläufe, und als seine Füße die Aufforderung empfangen hatten, sein Körper müsse

sich nun von seinem Schreibtischsessel lösen, in den er sich Stunden zuvor geflüchtet hatte, da hatte es keiner weiteren Weisung bedurft. Seine Beine gingen einfach los. Sie kannten den Weg. Es war Donnerstagabend.

Als er das Studio betrat, noch immer das Vibrieren der Bildschirme aus dem Chartroom vor Augen, war es zu spät gewesen. Selbst wenn er gewollt hätte, er hätte die Kraft zur Umkehr nicht aufgebracht. Wollte er denn? Er hatte keinen Willen. Er hatte sich auf die an den Wänden entlanglaufende hölzerne Ruhebänk fallen lassen. Das hatte er noch nie getan. Er blickte vor sich hin, als erwartete er von seinen Füßen Rat. Er wußte nicht weiter. Ausruhen. Nur jetzt nicht lächeln müssen! Er hatte das Mädchen nicht gesehen. In ein paar Minuten würde er aufstehen und, ohne sich umzusehen, das Studio verlassen.

»Hallo!« Auf die Stimme war er nicht gefaßt gewesen. Sie hatten noch nie ein Wort gewechselt. Die Stimme neben ihm schien ihn anzustoßen. Er blickte auf ihre Füße.

Sie hatte sie hochgezogen, erst den einen, dann den anderen, hatte ihre Schuhe fest zugebunden.

»Guten Abend!« Er horchte seiner Stimme nach. Sie klang wie immer. Er wandte sich zur Seite, dem Mädchen zu, dem Bild, das ein Gesicht hatte und lachte. Er hätte selbst gern gelacht, aber er wußte nicht, wie er in sein Leben zurückfinden sollte, sein ganz normales Leben. Wo war er? Und woher kam die Frage, die er dem Mädchen in das Lachen hinein stellte: ob sie sich vorstellen könne, die Nacht mit ihm zu verbringen.

Sie mochte Ende zwanzig sein, hatte lang herabhängende, blonde Haare und auffallend wache große, von Zeit zu Zeit ins Grünliche changierende blaue Augen, mit denen sie ihn unverhohlen und mit einer ihn überraschenden Kühle zu mustern begonnen hatte. Sie ließ sich Zeit mit ihrer Antwort, viel Zeit, während sich in seinen Handflächen eine ärgerliche

Feuchtigkeit bildete. Er hoffte, sie würde ihm nicht die Hand geben, zum Abschied etwa. Lieber wäre es ihm, sie würde großlos aufstehen und gehen. »Warum nicht?« sagte sie endlich, als er schon daran dachte, sich zu entschuldigen. »Ja, warum nicht?« wiederholte sie in bestimmtem Ton.

Noch war es nicht zu spät, einfach aufzustehen, eine Entschuldigung zu murmeln und zu gehen, das Weite zu suchen, nie mehr wiederzukommen. Was sollte daraus werden? Er würde sich blamieren vor dieser jungen Frau, vielleicht versagen. Und wenn es herauskam, war ein Skandal kaum zu vermeiden. Sie könnte es darauf angelegt haben, wenn sie wußte, wer er war, könnte ihn erpressen.

Ihre Hand berührte seinen Arm. »Ich geh nur eben duschen. Bin gleich wieder da.« Lächelte eine Erpresserin so? »Ach, übrigens«, sie hatte sich schon drei Schritte entfernt, kam noch einmal zurück, »ich habe Hunger. Wir könnten doch was essen gehen, oder? An der Ecke ist ein Italiener.«

»Wir können bei mir was essen. Mögen Sie Kaviar? Ich hab noch eine Dose im Kühlschrank. Von Weihnachten.«

Sie lachte auf: »Mit Champagner und Kerzenschein?«

»Mit Champagner und Kerzenschein! Wenn Sie wollen, auch Musik!« sagte er.

Er hätte noch immer fortgehen können, während sie duschte. Er saß auf der Bank, blickte auf seine Schuhe, spürte, wie seine Hände leise zitterten. Champagner und Kerzenschein! Ihr Lachen hatte ihm gefallen.

Das Wasser im Bad rauschte noch immer. Wahrscheinlich wusch sie sich die Haare. Bald halb acht. Zeit aufzustehen. Er dachte an den Tag, der ihm bevorstand.

Der Aufsichtsrat war für 15.00 Uhr einberufen. Telefonisch, mit Zustimmung aller Beteiligten. Sondersitzung. Er hatte alle

Termine am Vormittag abgesagt. Um sich auf die Sitzung vorzubereiten, hatte er gesagt. Es gab nichts vorzubereiten. Er wußte, was er zu sagen, was er abzulesen hatte. Eine Diskussion war nicht zu erwarten. Alle wußten Bescheid.

»Du könntest das doch verhindern!« Es hatte sich also herumgesprochen. Noch vor der Aufsichtsratssitzung. Auch die Werbeabteilung stand auf der Liste.

Ihm wollte ihr Name nicht einfallen. Vera oder Veronika?

»Bist du nun der Chef oder nicht?«

»Ich habe einen Titel: Vorstands Vorsitzender.«

»Ungefähr dasselbe wie Chef, oder?«

»Das ist lange her.«

»Du willst mir also weismachen, du könntest nichts tun?«

Sie hatte die Badezimmertür leise geöffnet, war auf Zehenspitzen an sein Bett getreten. Er schlug die Augen auf, schaltete die Nachttischlampe ein. Sie war nackt, blickte auf ihn hinunter.

»Tut mir leid, Valerie, ich hätte das nicht sagen dürfen.« Sie heiße Valerie, hatte sie gesagt, als er ihren Arm genommen und sie hinausgeführt hatte. Jetzt erinnerte er sich: Valerie.

»Schon gut! Hätte ich vielleicht auch gedacht an deiner Stelle. Kommt nicht mehr darauf an. Ich werd jetzt gehen. Warum ich mit dir geschlafen habe? Ich hab dich bewundert, seit ich bei Wolfer bin: deine Fotos, die wir überall herumgeschickt haben. Dein Lachen, deine Stimme. Ich mochte dich schon immer.«

»Warte, Valerie!« Er hatte sich aufgerichtet, saß jetzt im Bett, mit dem Rucken gegen die Wand gelehnt. »Ehe du gehst. Nur

noch ein paar Minuten, bitte! Setz dich zu mir oder leg dich neben mich! Wie du willst. Es dauert nicht lange.«

»Was?«

»Was ich dir sagen muß.«

»Muß?«

»Muß!«

»Kein Trick?«

»Ehrenwort.«

»Meinetwegen. Ein paar Minuten also.« Sie legte sich auf den äußersten Rand des Bettes, zog die Decke unters Kinn.

»Okay! Leg los!«

Wie sie es von ihm erwartet hatten, der Großaktionär in Frankfurt, die Modern Technology AG, der Aufsichtsrat. Alle würden zufrieden sein. Er würde die Entscheidung verkünden, den Vorstandsbeschluß. Er allein, Kurt Anderland, Vorstandsvorsitzender der Wolfer AG in München, mit den vorgestanzten Worten, die er nur abzulesen brauchte und mit dem überzeugenden Ernst, der erkennen lassen sollte, wie sehr er, unter Abwägung aller Optionen, um die Entscheidung gerungen hatte, zum Wohl der Wolfer AG, der Aktionäre und der Mitarbeiter. Er allein. Für die Folgen konnte niemand sonst verantwortlich gemacht werden.

Als wäre es seine Entscheidung gewesen. So war es ausgemacht in der Abfindungsvereinbarung. Unterzeichnet von Wilhelm Scharfer, Vorstandsvorsitzender der Modern Technology AG (MT). Warum eigentlich nicht von Dr. Schwan, dem Aufsichtsratsvorsitzenden der Wolfer AG? Vermutlich wußte der nichts davon. »Nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.«

Anderland hätte sich weigern, sich auf seine Verantwortung nach dem Aktiengesetz berufen können. Was wäre die Folge gewesen? Er wäre vorzeitig vom Aufsichtsrat abberufen worden. Einstimmig natürlich. Dann hätte ein anderer die Entscheidung verkündet und die Abfindungssumme, zwanzig Millionen immerhin, kassiert. Mit dem besten Gewissen wahrscheinlich. Denn was hätte er sich vorwerfen sollen?

Was hatte er, Kurt Anderland, sich denn vorzuwerfen? War die Entscheidung falsch? Wie immer hatte es mehrere Optionen gegeben. Er hätte wahrscheinlich eine andere

gewählt. Wäre sie deshalb richtiger gewesen als die, für die sich der Großaktionär entschieden hatte, die radikale Option? Es gab keine ganz richtige und keine ganz falsche Entscheidung, vielleicht nur die Wahl zwischen falsch und weniger falsch, die Hoffnung, wenigstens das kleinere Übel zu wählen.

Als wenn er eine Wahl gehabt hätte. Es kam nur darauf an, die passende Perspektive auszusuchen und eine Begründung zu formulieren, der niemand zu widersprechen vermochte.

Sie hatten ihm sein Dilemma vor Augen geführt, im wahrsten Sinne des Wortes, mit ihren Präsentationen, den Charts, den Overhead-Projektoren, Zahlenkolonnen auf bleichen Tafeln, Statistiken, vierfarbenen Grafiken, den sogenannten Torten, mundgerecht aufgeschnitten in große und kleine, appetitliche Stücke. Mit ihrer digitalen Überheblichkeit. Papierlose Wahrheiten, Thesen, Analysen, anschaulich aufbereitet von dem anonymen Heer von Assistenten, Referenten, Mathematikern, Analytikern, Computerspezialisten, die die unteren Stockwerke der Modern Technology in Frankfurt bevölkerten. Er hatte den Überblick längst verloren. Und am Ende zusammengefaßt in der Auflistung der »Pros« und »Cons«, in der Sprache von Urteilssprüchen, gegen die es kein Rechtsmittel gibt.

Sie hatten ihn eingekreist, mit der Unerbittlichkeit ihrer Fachkompetenz, die keine Fragen offenläßt. Irrtum ausgeschlossen. Hier die Chancen, dort die Risiken, von Computern berechnet, bewertet, aufgrund von Prämissen, die andere Computer entwickelt und gewichtet hatten. Er hätte ihre Logik nicht anzweifeln oder gar widerlegen können. Er hätte sich nur blamiert. Ein paar Zwischenfragen allenfalls, sogenannte Verständnisfragen, die doch nur zeigen sollten, daß er den Darlegungen folgte, daß er auf der Höhe war, auf der Höhe der Zeit, daß auch er zu den Wissenden gehörte, die

gelassen dem Räderwerk zusehen, in dem die Zweifel zermahlen werden, die Skrupel und die Last kritischen Abwägens. Fünfundvierzig Minuten, in denen sich, Minute für Minute, das Unbehagen auftürmte. Er durfte es nicht zeigen. Und selbst wenn er es gewollt hätte, er hätte es nicht definieren können. Er würde es mitnehmen in seine Schlaflosigkeit.

Denn immerhin ging es um viel. Um den Bestand des Betriebes, um Menschen, um Schicksale. Sachfremde Gedanken, zugegeben. Er hatte die falsche Ausbildung für so etwas.

Sie warteten ab, hatten ihre Fallen aufgestellt: Hier ist unsere Arbeit, hier sind die Fakten! Die Fluchtwege sind verstellt. Als sie endlich schwiegen, war das Schweigen ein Lauern.

»Vielen Dank, meine Herren!« Er werde sich alles noch mal durch den Kopf gehen lassen. Eine Gnadenfrist, nichts weiter. Noch immer sein gutes Recht. Ein Relikt aus einer anderen Zeit. Es führte zu nichts. Er hatte keine Wahl. Aber für einen Augenblick hoffte er, die Enttäuschung genießen zu können. Sie ließen sich nichts anmerken, nickten nur, als verstünden sie. Sie konnten warten. Morgen oder übermorgen würde er reagieren müssen.

»Bis morgen also!« Er grüßte in ihre ernsten, intelligenten Gesichter hinein.

Und gleich darauf der Anruf des Aufsichtsratsvorsitzenden Dr. Schwan: »Wann werden Sie entscheiden, Anderland?«

»Morgen.«

»Gut, also morgen. Ich verlaß mich drauf, werde den Aufsichtsrat telefonisch einberufen. Ausnahmsweise. Sondersitzung. Es ist Eile geboten, Anderland. Die Zahlen – die Wettbewerbsfähigkeit. Na, Sie wissen schon!«

Eine Nacht noch. Kann man ein Übel wählen, auch wenn es das kleinere ist? Und die Folgen allein tragen, so wie sie es

von ihm erwarteten? Die »politische Verantwortung« auf sich nehmen?

Er würde die Entscheidung verkünden. So wie sie es von ihm erwarteten. Die »Aufteilung« der Wolfer AG. Mit diesem Wort, das eigentlich nichts anderes bedeutete als Liquidation, Zerschlagung auf Raten.

Zuerst würde der Großaktionär den wenigen Kleinaktionären, die Wolfer noch die Treue gehalten hatten, ein Übernahmeangebot machen, zum doppelten Börsenkurs, um möglichst alle einzufangen. Dann wäre man unter sich und könnte ohne großen Ärger das ganze Projekt zügig Schritt für Schritt, dem »master plan« folgend, abwickeln. Zuerst, hatten sie gesagt, müßte die Verwaltung »verschlankt« werden. So hieß es in seinem Text. Er würde ihn einfach herunterlesen. Im Wege des »Outsourcing«. Hierzu würde es keine Fragen geben. Man wußte, was gemeint war. Auch dieses Wort würde flüssig über seine Lippen kommen, wie sie es von ihm erwarteten. Die »nicht wertschöpfenden« Abteilungen also, die Rechtsabteilung, die Werbeabteilung, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Geschlossen, eliminiert? Das klang nicht gut. »Outsourcing« war besser, eleganter. Tausend etwa, die Frage mußte er vorwegnehmen, tausend Mitarbeiter etwa könnten auf diese Weise schon kurzfristig »freigesetzt« werden. »Freigesetzt«, das war das Wort im Text. Als würden sie aus der Haft entlassen. Daraus würde sich, unter Berücksichtigung der Kosten des »Outsourcing«, die mit dem Fortgang der weiteren »Aufteilung« natürlich abschmelzen würden, eine Kosteneinsparung von netto etwa – erreichen lassen. Die genaue Zahl würde ihm unmittelbar vor der Sitzung noch nachgereicht werden.

Zur Vorbereitung der weiteren Schritte würden die operativen, also wertschöpfenden Sparten ausgegliedert werden. Da dies nach außen als eine rein organisatorische

Maßnahme mit dem Ziel einer Effizienzsteigerung dargestellt werden könnte, wären Schwierigkeiten, etwa von Seiten der Kleinaktionäre, kaum zu erwarten. Die Maßnahmen könnten ohne Verzug eingeleitet werden.

Es bestünden auch keine Bedenken dagegen, zwei Investmentbanken zu beauftragen, vertraulich die notwendigen Vorbereitungen für den Verkauf dieser Sparten einzuleiten. Damit dürfte man aber natürlich erst an die Öffentlichkeit gehen, wenn die Kleinaktionäre abgefunden worden seien. Deshalb würden diese vorbereitenden Gespräche nicht vom Vorstand der Wolfer AG, sondern allein von der Konzernleitung in Frankfurt geführt werden. Einige Randbereiche, die im Laufe der Jahre ihre Bedeutung am Markt eingebüßt hatten, sollten in Anbetracht der untragbar gewordenen Verluste unverzüglich liquidiert werden. Mit den betroffenen Mitarbeitern – es handelte sich um etwa 800 – würden Sozialpläne ausgehandelt werden. Die Betriebsräte seien schon unterrichtet worden.

So wollen sie es. In dieser Sprache. Er würde seine Rolle spielen. Man würde ihm in der Aufsichtsratssitzung einige vorbereitete Fragen stellen. Er kannte die Fragen, würde die vorbereiteten Antworten geben. Er wußte auch, welche Fragen nicht gestellt werden würden. Die Frage zum Beispiel, ob bei dem Verkauf der operativen Sparten mit dem Verlust weiterer Arbeitsplätze gerechnet werden müsse. Er kannte die Antwort, brauchte sie aber nicht zu geben. Nur sich selbst. Und die Frage, ob man dem Orakel auch die richtigen Fragen gestellt hatte. Denn davon hing alles ab, von den richtigen Fragen. So hatte er es gelernt. Aber wer stellte denn Fragen? Die Computer? Damit die Rechnung aufging? Gab es das überhaupt: richtige Fragen?

»Und der Name?« Eine der letzten Fragen, die der Aufsichtsrat stellen würde.

»Der Name wird leider aufgegeben werden müssen«, lautete seine Antwort, »Wolfer ist nicht mehr zeitgemäß.«

Nur ein paar Minuten. Nicht wörtlich zu nehmen. Er würde sich Zeit lassen können. Sie war viel zu neugierig, um nach ein paar Minuten aufzuspringen und zu sagen: »Ich gehe jetzt!« Er mußte nur die ersten Worte finden, den richtigen Anfang, Worte, die sie aufhorchen lassen würden. Darauf würde es ankommen. Dann würde sich alles Weitere von selbst ergeben. Ohne daß er sich festlegen mußte natürlich. Dafür war es zu früh, wußte er selbst doch noch nicht, wohin die Gedanken, die sich während der letzten Viertelstunde in seinem Kopf zu formen begonnen hatten, während im Bad das Wasser rauschte und sie sich die Nacht aus den langen Haaren wusch. Und deshalb schüttelte er den Kopf und lächelte, als er nun sagte, er werde der erste sein, so als wollte er diese Worte gleich wieder zurücknehmen.

»Das bist du doch – wenigstens auf dem Papier, wenn ich deine seltsamen Definitionen richtig verstanden habe.«

»Der erste, der gehen wird.« Nun war es zu spät.

Mit einem Ruck hatte sie sich aufgerichtet, hatte auf ihn herabgeblickt. Leicht, sich vorzustellen, was sie dachte: er sah sich selbst nicht mehr ähnlich. Jedenfalls war das Gesicht, das da unter ihr auf dem Kissen lag, nicht das Gesicht, das sie so gut kannte, von den Bildern auf den Presseerklärungen, den Werbebroschüren. Das Gesicht, das da unter ihr lag, sie nicht anguckte, war von Furchen durchzogen, die tiefe Schatten warfen. Das mochte an der Beleuchtung liegen. Sein auf den Fotografien weiches, leicht gewelltes Haar stand als struppiger grauer Kranz um sein Gesicht herum. Auf seinem kräftigen Kinn, in den Mulden seiner Wangen, lag der schmutzige

Schatten seiner Bartstoppeln. Noch keine Stunde war es her, daß diese zu einem Strich zusammengepreßten Lippen sie geküßt hatten!

»Der gehen wird?«

»Eigentlich bin ich schon nicht mehr da.« Es kam nicht mehr darauf an, was er noch sagte. »Mich, Kurt Anderland, den Vorstandsvorsitzenden der Wolfer AG, gibt es gar nicht. Ich bin eine Fotografie, eine Sprechmaschine, ein Phantom.«

»Dann hab ich mit einem Phantom geschlafen?«

»Oder mit einem Idol. Das ist wohl ungefähr das gleiche.«

»Ich glaub es nicht.«

»Was?«

»Daß sie dich rausschmeißen werden! Das willst du mir doch nur weismachen, oder?«

»Viel schlimmer! Sie werden mich nicht rausschmeißen. Sie werden alles tun, um sich das Phantom, diesen Vorstandsvorsitzenden Anderland, den es gar nicht gibt, zu erhalten. Vorläufig wenigstens. Vorläufig ist dieser Nicht-Mensch für sie unersetzlich. Nicht er eigentlich, sein Nimbus, an den viele noch glauben, die Mitarbeiter, die Presse, die Börse. Selbst du bist darauf hereingefallen!

Sie brauchen ihn dringend, gerade jetzt. Sie können sich getrost dahinter verstecken, auf dieses Phantom zeigen und sagen: ›Der ist es gewesen!‹ Denn die heutige Entscheidung ist nichts als die notwendige Konsequenz aus früheren falschen Entscheidungen. ›Immerhin‹, werden sie sagen, ›hat er gerade noch rechtzeitig das Ruder herumgeworfen, hat im entscheidenden Augenblick Stärke und Weitsicht bewiesen.‹ etc. etc. So ähnlich. Das Phantom Vorstandsvorsitzender ist angeschlagen – das kann nicht schaden, um so leichter läßt es sich manipulieren –, aber es ist noch nicht tot. Es bleibt noch nützlich, damit alle anderen unbeschädigt bleiben. Es geht,

werden sie sagen, schließlich um die Glaubwürdigkeit, das Vertrauen in die Wolfer AG.«

»Soll ich dir mal was sagen?« Valerie winkelte wieder die Beine an, stieß mit den Füßen die Bettdecke fort. »Du kotzt mich an! Ich bin mit dir ins Bett gegangen, weil ich glaubte, du wärst ein Mann. Der Vorstandsvorsitzende war mir scheißegal! Ich weiß nicht, wie du das hingekriegt hast, du oder der Fotograf, aber deine Fotografien, die Bilder, die wir überall hingeschickt haben und die in den Zeitungen zu bewundern gewesen sind, diese Bilder zeigten einen Mann, das Ideal eines Mannes, mit dem ich in Gedanken schon seit drei Jahren geschlafen habe, wenn ich mit anderen ins Bett gegangen bin. Schön, nicht? Und jetzt, am Morgen nach der Nacht, die ich mir seit drei Jahren vorgestellt hatte, blicke ich in das müde Gesicht eines Waschlappens, eines Nichts, das sich mit dem Namen Phantom interessant zu machen versucht. Widerlich! Einfach widerlich!«

Er hatte sich bei ihren letzten Worten aufgesetzt, fasziniert von der Härte ihrer Stimme.

»Glitz mich nicht so an! Wird es nicht Zeit für dich, dich wieder an die Strippen zu hängen, die dich tanzen lassen?«

»Ich werde mich nicht mehr an Strippen hängen. Hör mir genau zu, Valerie! Ich werde mein Amt niederlegen, noch heute nachmittag. Und ich werde den Aufsichtsrat bitten, mich mit sofortiger Wirkung aus meinem Vertrag zu entlassen.«

»Kündigen? Meinst du das? Deinen schönen Vertrag kündigen? Von dir aus? Das gibt es doch gar nicht! Willst du mir was beweisen? Du spinnst wohl!«

»Ich tue, was du von mir erwartest.«

»Nichts erwarte ich von dir!«

»Bist du sicher?«

»Jedenfalls nicht einen solchen Blödsinn! Einen so schönen, dicken Vertrag! Warte doch, bis man dir kündigt. Dann müssen sie dir den Vertrag auszahlen. Stimmt's?«

»Stimmt. Und eine Abfindung dazu.«

»Millionen, nicht? So was liest man doch in der Zeitung.«

»Millionen. Ich brauch nur zu warten, ein, zwei Jahre vielleicht, bis zum bitteren Ende.«

»Wessen Ende?«

»Wolfers Ende.«

»In ein, zwei Jahren – ? Millionen – ! Einfach weggeschmissen – ? Das soll ich dir glauben?«

»Ich möchte, daß du weißt, was mir dein Glaube wert ist.«

Er hatte sie nur verwirrt. Er sollte noch etwas sagen, etwas Handfesteres, etwas, das sie verstehen könnte. »Wenn wir uns das nächste Mal sehen, Valerie – «

»Ich glaub nicht, daß ich dich noch einmal sehen will.«

»Nur um zu hören, was ich dir erklären muß.«

»Erklär es doch jetzt!«

»Dafür brauch ich Zeit. Die paar Minuten sind rum!«

»Das geht nicht, Herr Anderland!« Schwan saß tief nach vorn geneigt hinter seinem viel zu großen Barockschreibtisch. Sein Oberkörper lag fast auf der Schreibtischplatte, so daß nur seine Arme und, zwischen den Schultern, sein kahler runder Kopf zu sehen waren. Er saß wie auf dem Sprung, jederzeit bereit, ganz unter dem schützenden Schreibtisch zu verschwinden.

Über seine halbrunden Brillengläser hinweg blickte er Anderland mit empörtem Mißtrauen an: war der Mann von Sinnen?

Anderlands Eröffnung hing über ihm, ein häßlicher Dunstschleier. Er hatte ihm nicht ausweichen können, hatte zuhören müssen. Er war der Aufsichtsratsvorsitzende. Lästige Pflicht. Das Büro ließ sich nicht lüften. Die Klimaanlage würde Stunden brauchen –

»Das geht, Herr Schwan!«

»So Knall auf Fall! Ausgerechnet jetzt?«

»Gerade jetzt, Herr Schwan! Sie geben eine Presseerklärung heraus, etwa so: Der Vorstandsvorsitzende der Wolfer AG, Herr Dr. Anderland, hat, im Einvernehmen mit dem Aufsichtsrat, sein Amt niedergelegt. Er hat damit den Weg für eine Neuausrichtung des Unternehmens – das klingt immer gut! – freigemacht. Wir danken – und so weiter. Die üblichen Floskeln, die alle Beteiligten als Mitglieder einer geordneten Zivilisation ausweisen.«

»Und wenn der Aufsichtsrat nicht mitspielt? Sie haben schließlich einen Vertrag!«

»Meinen Sie? Vielleicht wollen Sie sich meinen Vertrag mal ansehen. Sie werden darin nichts finden, was mich verpflichtet,

die Wolfer AG zu liquidieren. Im Gegenteil! Ein Kleinaktionär, der sich nicht vom Großaktionär abfinden ließe, könnte mich schadenersatzpflichtig machen. Den Aufsichtsrat übrigens auch! Haben Sie daran schon mal gedacht?«

»Wir haben Freistellungserklärungen von MT – für alle Fälle.«

»Wie schön für Sie! Dann habe ich also recht.«

»Haben Sie nicht auch einen Vertrag mit Herrn Scharfer geschlossen, für den Fall – ?«

»Für den Fall, daß ich bis zum bitteren Ende mitspiele – ja.«

»Den Sie so einfach in den Wind schlagen wollen? Haben Sie sich das genau überlegt?«

»Ich habe.«

»Ich versteh Sie nicht, Anderland. Na ja, Sie wissen, der Aufsichtsrat kann nicht so ohne weiteres – «

»Er kann, aber er darf nicht. Sie müssen erst Mama und Papa fragen. Aber keine Sorge, ich werde selbst nach Frankfurt fahren und mit Scharfer reden. Er wird keine Schwierigkeiten machen. Man muß ihm die Situation nur richtig erklären.«

»Er wird Sie fragen, wer denn, Ihrer Meinung nach, Ihre Aufgaben übernehmen soll. Haben Sie sich darüber Gedanken gemacht?«

»Hab ich. Mein Rat ist: Suchen Sie sich einen begabten Schauspieler, ohne Engagement, gutaussehend, im entsprechenden Alter, aber nicht zu bekannt, mit sicherem Auftreten, guten Manieren, gepflegt, mit leicht angegrauten Schläfen. Er sollte telegen sein, sprachgewandt, eine sympathische Stimme haben. Darf nur nicht zu intelligent sein.«

»Nach Witzen ist mir nicht zumute, Herr Anderland!«

»Ich mach keine Witze. Vielleicht sollte man ihn nicht zum Vorstandsvorsitzenden machen, sondern zum Sprecher des Vorstands. Denn genau das ist doch seine Aufgabe: das

Sprechen. Er hat mit ernstem Gesicht Entscheidungen entgegenzunehmen, die er nicht einmal zu verstehen braucht. Er muß nur in der Lage sein, sie in überzeugender gefälliger Form vor der Öffentlichkeit, der Presse und auf den Bildschirmen zu verkünden und mit einem einstudierten Drehbuch zu erläutern. In einigen Jahren könnte seine Aufgabe von einem Roboter übernommen werden. Aber dann wird die Wolfer AG nicht mehr existieren.«

»Sie sind ja ein Phantast, Anderland!«

»Mag sein. Aber ich bin sicher, Scharfer wird Spaß daran haben.«

»Also gut. Sie werden wissen, was Sie tun. Fahren Sie in Gottes Namen nach Frankfurt. Meine Wünsche begleiten Sie. Aber sagen Sie mir vorher noch: Wann sind Sie auf diesen Unsinn verfallen?«

»Als ich verstanden habe, daß es mich, den Vorstandsvorsitzenden Kurt Anderland, nicht mehr gibt.«

»Den Chef der größten Konzerngesellschaft der Modern Technology AG gibt es nicht? Soll ich darüber lachen? Sie wissen selbst, wie stolz man in Frankfurt darauf gewesen ist, unserer Gesellschaft die modernste Führungsstruktur mit den effizientesten Entscheidungsmechanismen gegeben zu haben.«

»Die lästige Menschen überflüssig gemacht hat, den Vorstand, den Aufsichtsrat. Das Unternehmen fliegt mit automatischem Piloten Ziele an, die ihm von anderen Automaten vorgegeben werden. Crashkurs ausgeschlossen!«

»Was hat der Konzern denn, Ihrer Meinung nach, falsch gemacht? Darauf wollen Sie doch hinaus.«

»Ob falsch oder richtig, wird sich zeigen. Der Flug ist noch nicht zu Ende. Ich weiß nur, daß mir wohler gewesen ist, als ich noch einen Steuerknüppel in der Hand halten konnte.«

»Steuerknüppel! Wie altmodisch!«

»Erinnern schadet nicht. Wollen Sie hören, woran ich denke? Meine Nostalgie, sozusagen? Solange die Mehrheit am Kapital der Wolfer AG in den Händen der Familie Wolfer lag, ist das Unternehmen von Jahr zu Jahr stetig und ohne größere Brüche gewachsen. Balance hieß die Devise, und das bedeutete: Man achtete darauf, daß das Umsatzwachstum dem Wachstum der Rentabilität nicht davonlief und die Bilanzen im Gleichgewicht blieben. Wir haben uns an die Lehrbücher gehalten. Damals waren alle zufrieden, denn auch die Dividende wuchs von Jahr zu Jahr, und man konnte einigermaßen ruhig schlafen. Als dann die ›Modern Technology AG‹ – früher hieß der Laden übrigens mal ›Deutsche Maschinenbau und Anlagen AG‹, erinnern Sie sich?, kaum zehn Jahre her – als die also die Kapitalmehrheit an der Wolfer AG vor knapp zehn Jahren von den Erben Wolfer übernommen hatten, mußten wir plötzlich einem neuen Gott huldigen. Mit großer Strenge hatten dessen Missionare der Wolfer AG ihre neue Staatsreligion übergestülpt. Und deren Dogma lautete: Wachstum! Wachstum! Wachstum um jeden Preis! Es kommt nur darauf an, der Größte zu sein. Und ist man erst der Größte, werden auch die Gewinne steigen! Also ist Wolfer immer größer geworden, von Jahr zu Jahr immer nur größer. Und was sind wir heute? Ein aufgeblasener Popanz, der sich vor lauter Größe kaum noch bewegen kann. Elephantiasis, würde man das, glaube ich, in der Medizin nennen.

Als nun aber die Missionare erneut ihre Orakel in den Chartrooms befragten, mußten sie erfahren, daß mit den verheißenen Gewinnen nicht zu rechnen ist. Konzentration auf die sogenannten ›Kernkompetenzen‹ lautet nun die Losung. Weg also mit Wolfer! Es gebe nur noch einen Weg, das investierte Kapital, wenigstens teilweise, zu retten, und der heißt ›Entflechtung‹, Zerschlagung – kompromißlos und sofort!

Das Weitere kennen Sie, Herr Schwan. Man wird die Filetstücke so schnell wie möglich verkaufen. Der Rest geht in die Schredderanlagen. Ein stolzes Ergebnis! Und was erklären die Hohen Priester jetzt? Warten Sie es ab! Die Geschichte wird schon geschrieben: MT habe Jahr für Jahr für Wolfer alles getan. Unterstützungen, Managementhilfen, Geldspritzen! Mehr sei den MT-Aktionären nicht zuzumuten etc. etc. Das Übliche eben. So kommt man ohne Blessuren heraus. Und der Kurs der MT-Aktie wird steigen.«

»Und warum haben Sie das alles so lange mitgemacht, Herr Anderland?«

Das hätte auch Valerie fragen können. Würde er ihr die gleiche Antwort geben? Vermutlich ja. Er hatte keine andere.

»Ich fürchte«, erwiderte Anderland, »auf diese Frage hab ich keine gute Antwort. Als die Wolfer-Erben ihre Aktien an MT verkauft haben – schweren Herzens, wie ich betonen muß, weil sie glaubten, ihre finanzielle Kraft werde nicht ausreichen, um die weitere Entwicklung der Wolfer AG begleiten zu können – da haben sie mich gebeten, fast möchte ich sagen, angefleht, ›an Bord‹ zu bleiben, um die ihnen wichtig erscheinende Kontinuität zu gewährleisten, den ›Wolfer-Geist‹ zu erhalten. Ich hab es nicht fertiggebracht, sie zu enttäuschen. Anfangs hielt mich die Hoffnung, ich könnte in meiner Position die schlimmsten Brüche verhindern, indem ich mich vor meine Mitarbeiter stellte, die treuen ›Wolferianer‹. Eine schöne Illusion! Denn bald gab es kaum noch jemanden, der meines Schutzes bedurft hätte. Die Besten waren einfach fortgegangen. Und die anderen, die große Masse, hatte sich rasch umgestellt und war willig der neuen Religion gefolgt. Natürlich bin ich immer wieder nach Frankfurt gefahren, habe gewarnt. Man hat mich da immer freundlich empfangen und höflich angehört. Und dann hat man mich in diese Chartrooms begleitet, hat am Ende mit lächelndem Bedauern die Schultern

gezuckt, hat mein Gehalt erhöht und mich wieder fortgeschickt. Ihre Frage, warum ich das jahrelang mitgemacht habe, kann ich nicht beantworten.«

»Sie hatten immerhin einen schönen Vertrag.«

»Das Geld, meinen Sie? Das war es nicht. Aber es war auch nichts Besseres, eine Art von Trägheit, die Trägheit der Hoffnung, es könnte – morgen schon – etwas geschehen, was alles ändern würde. MT könnte in andere Hände übergehen. Die Welt verändert sich schnell. Warum nicht auch die Welt der Wolfer AG? Man muß in bestimmten Situationen auch abwarten können. Verstehen Sie?«

Eine Weile schwiegen beide. Schwan beobachtete eine Fliege, die mit penetrantem Gebrumm wieder und wieder gegen die Schwans Schreibtisch gegenüberliegende Fensterscheibe stieß. Wie kam eine Fliege in den künstlich belüfteten Raum? Die Fenster ließen sich nicht öffnen. Schwan hatte, während Anderland sprach, immer wieder mit der Versuchung, einem Reflex fast, kämpfen müssen, zum Telefonhörer zu greifen oder auf den Knopf der Sprechanlage zu seinem Sekretariat zu drücken, um jemanden kommen zu lassen, der die Fliege schnell und geräuschlos beseitigte. Er würde damit warten müssen, bis Anderland gegangen wäre, endlich gegangen wäre. Es wurde Zeit, fand er. Was gab es noch zu sagen?

Schwan tupfte sich die Stirn mit einem Taschentuch ab. Anderland sah ihm zu. Er fand den Raum zu kühl, die Klimaanlage zu hoch eingestellt. Er spürte den kalten Luftzug in seinem Nacken.

»Ich werde also mit Scharfer reden«, sagte er.

»Tun Sie das! Tun Sie das!« Als hätte er endlich das Stichwort bekommen, schnellte Schwan von seinem Sessel in die Höhe.

Über den Schreibtisch hinweg reichte er Anderland die Hand:
»Ich wünsche Ihnen gute Reise, mein Lieber!«
Das hatte Schwan noch nie gesagt. Mein Lieber!

Was hatte ihn getrieben, vor Schwan den starken Mann zu spielen, ihn zu provozieren, zu erschrecken? Was war denn anders an dem? Sein rundes immer etwas feuchtes Gesicht? Seine halben Brillengläser? Was tat dieser Schwan denn anderes als er, Kurt Anderland? Er funktionierte, vielleicht besser noch als er, pedantischer in seinem ängstlichen Bemühen, alles richtig, und das hieß: buchstabengetreu, zu erfüllen. Alles, was ihm aufgegeben war. Da zeigte sich der Notar. Scharfer hatte sich den Richtigen ausgesucht. Den plagte nicht einmal im Traum der Wunsch, einmal anders zu sein, aufzubegehren, sich nicht zu unterwerfen. Der war noch im Traum der stets korrekte, treue Diener im steifen Kragen. So jedenfalls sah er ihn, diesen Schwan, Objekt dieser gelegentlichen Anwandlungen eines ihm sonst fremden Sadismus in der Rolle des Stärkeren. Schwan kannte das, hatte sich eingerichtet in den kleinen Demütigungen, als gehörten sie zu seinen Pflichten.

Gestern aber war Anderland zu weit gegangen. Es war nicht fair, seinen Zorn an ihm auszulassen, dem schwächsten Glied! Er schämte sich seiner kindischen Auflehnung, diesem Anflug von Trotz.

»Sie mögen Scharfer nicht?« hatte der ihn noch gefragt. Wie er darauf käme, hatte er erwidert.

»War nur so ein Gefühl.«

Als sein Wagen bei Freimann auf die Autobahn nach Frankfurt einbog, war Anderland die Frage wieder eingefallen. Mochte er Scharfer nicht? Den Vertreter des Großaktionärs der Wolfer AG? Seinen Vorgesetzten sozusagen? Seit die Modern

Technology AG die Mehrheit des Kapitals der Wolfer AG übernommen hatte, siebzig Prozent etwa, hieß es offiziell, war das so, war der Vorstandsvorsitzende der MT gewissermaßen in die Rolle Wolfers geschlüpft. Den alten Wolfer hatte Anderland verehrt, fast geliebt, gerade auch dessen Anderssein, mit einer manchmal befremdlichen Lust, sich dem stärkeren Willen zu unterwerfen. Eine Art von Hingabe also, die ihn so sehr geformt hatte, daß er sich manchmal nach der eigenen Identität fragte. Und als Wolfer gestorben war, hatte er weiter fungiert, wie in den eingefahrenen Gleisen der Vergangenheit – angetrieben noch immer von Wolfers unvergleichlicher Energie.

Ein Wolfer war Scharfer nicht. Anderland unterwarf sich ihm, aber nur im Rahmen des vorgegebenen Rollenspiels. Nicht eigentlich Scharfer also, sondern der von dessen Position abgeleiteten Autorität. Er mußte ihn nicht mögen. Das erwartete niemand. Auch Scharfer nicht. Vertraute er ihm? Konnte er sich vorstellen, Scharfer wäre jemandes Freund? Das war in dessen Rolle nicht vorgesehen, ging Anderland nichts an. War Scharfer eigentlich verheiratet? Müßte er das wissen?

Man erzählte sich, Scharfer sei als junger Mann ein begeisterter Laienschauspieler gewesen. Sein Ehrgeiz habe ihn getrieben, einmal in einer bekannten Schauspielschule vorzusprechen. Dort habe man ihm gesagt: Menschen werde er kaum spielen können, wohl aber eine glänzende Fassade. Falls es einmal ein Stück geben würde, in dem eine solche Fassade von einem Schauspieler dargestellt werden müßte, wäre er die ideale Besetzung.

Scharfers Nähe hatte Anderland nur gesucht, wenn seine Aufgabe dies verlangte. Hätte er vielleicht mehr erreicht für Wolfer, wenn er seine Abneigung überwunden und häufiger

das Gespräch gesucht hätte? Abneigung? Oder etwa Stolz? Oder doch nur dieses lähmende Gefühl der Vergeblichkeit?

Denn immer, wenn er mit Scharfer gesprochen hatte, hatte er diese Fassade vor sich gesehen und sich vorgestellt, was sich dahinter verbergen mochte: die obskure Investorengruppe, von der man nicht viel wußte, der eigentliche Adressat seiner Worte, der nicht zu erreichen war. Denn den Aktionär aus dem Lehrbuch, den sogenannten Kleinaktionär, hielt man sich nur in begrenzter Stückzahl, gerade genug, um einen Handel an der Börse und damit die Feststellung eines Aktienkurses möglich zu machen.

War Scharfer am Ende auch nichts anderes als eine ideale Besetzung?

In einer halben Stunde würde Anderland in Frankfurt sein. Der Wagen rollte die Hänge des Spessarts hinunter. Warum hielt er nicht an? Eine kleine Wanderung würde ihm guttun. Danach könnte er in einem Waldgasthaus ein Bier trinken. Um diese Zeit würde er wahrscheinlich der einzige Gast sein. Er könnte sich mit dem Wirt unterhalten. Vielleicht würde er sich sogar ein Zimmer nehmen und Valerie vergessen. Er sollte sie nicht wiedersehen.

Warum wollte er Scharfer sprechen? Um ihm zu sagen, daß er sein Amt niederlegen würde? Das wußte der längst. Es würde ihn nicht erschüttern. Anderlands Entdeckung war lästig, aber nicht mehr als das.

Vor etwa zehn Jahren war Wolfer gestorben. Unerwartet. Eines Morgens war er nicht mehr aufgewacht. Im Sommer 89. Fünf Monate vor dem Fall der Mauer, der »Wiedervereinigung«. »Mein Lebenswunsch! Aber das verstehen Sie nicht.«

Und sechs Monate nach Wolfers Tod hatten sie die Wolfer AG an Modern Technology verkauft. War das seine Schuld

gewesen? Der Verkauf nicht. Die Erben hatten es gewollt. Einstimmig. Und MT hatte den höchsten Preis geboten. Und wenn Wolfer nicht an die Börse gegangen wäre, damals, 1979? Hätte das etwas geändert? Der Kaufpreis wäre wahrscheinlich niedriger gewesen, die Erben hätten weniger Geld bekommen. Verkauft hätten sie, so oder so.

Er hatte Wolfer zum Börsengang geraten. Aus eigener Kraft wäre das Wachstum nicht mehr zu finanzieren gewesen. Das hatte Wolfer am Ende eingesehen: »Ich werde das Opfer bringen müssen.« Anderland hatte befürchtet, in Ungnade zu fallen. »Fremde im Hause zu haben« – damit meinte er das Heer von Kleinaktionären –, »die Fragen stellen und mitreden wollen!« Nicht nach Wolfers Geschmack. »Und wie soll das aussehen?«

»Die Wolfer AG sollte eine Kapitalerhöhung vornehmen, an der Sie und Frau Maria, Ihre Schwiegertochter, sich nicht beteiligen. Das neue Kapital stünde für die Börse zu Verfügung. Darüber hinaus würde ich vorschlagen, daß Sie und Frau Maria je etwa 20 % Ihres Aktienbesitzes für den Börsengang verkaufen. Am Ende dieser beiden Schritte werden Sie, nach meiner Vorstellung, noch etwa 50,1 %, also die absolute Mehrheit, und Frau Maria um 16,6 % des Kapitals halten. Frau Maria wird sicher nichts dagegen haben, etwas zu verkaufen. Sie klagt immer über Geldmangel, da ihr die Gewinnausschüttungen der Wolfer AG nicht reichen.

Vor dem Börsengang sollten Sie aber – das wäre meine dringende Empfehlung – mit Frau Maria einen Poolvertrag und ein Vorkaufsrecht auf ihre Aktien vereinbaren, damit Sie nicht eines Tages einen fremden Großaktionär im Haus begrüßen müssen!«

»Das haben Sie sich ja alles fein ausgedacht, Herr Anderland! Haben Sie auch schon über meinen Stuhl disponiert?«

Anderland hatte es vorgezogen, nicht zu antworten, statt dessen in seinen Papieren zu blättern. Er wollte Wolfer nicht reizen.

»50,1«, hörte er Wolfer brummen, »und 16,6! Gerade noch zwei Drittel. Ein Drittel an die ›Aftermieter! Und das muß wirklich sein? Verdient die Wolfer AG nicht genug?«

»Nicht mehr genug, um ihr künftiges Wachstum zu finanzieren. Die Eigenkapitaldecke ist zu kurz geworden. Der Eigenkapitalanteil in der Bilanz liegt nur noch knapp über 20%. Die Banken drehen an der Konditionsschraube, verlangen höhere Zinsen. Sogar von Sicherheiten ist schon gesprochen worden.«

»Sicherheiten? Haben wir nie gegeben!«

»Da lag der Eigenkapitalanteil bei über 50%. Und deshalb – «

»Sollen wir uns jetzt Partner auf der Straße suchen!«

»Oder wir müßten schrumpfen.«

»Wie stellen Sie sich das denn vor, Anderland?«

»Ich stelle es mir gar nicht vor, Herr Wolfer. Nach dem Lehrbuch müßten wir uns von einigen Aktivitäten trennen.«

»Kommt nicht in Frage!«

»Natürlich nicht.«

Anderland erinnerte sich an dieses Gespräch, fast wörtlich. Er hätte sich gewünscht, es nicht führen zu müssen. Es war noch nicht zu Ende gewesen:

»Es gibt noch einen weiteren Aspekt, Herr Wolfer.«

»Hoffentlich den letzten!«

»Auf dem Markt für Akquisitionen werden künftig nur noch börsennotierte Unternehmen wettbewerbsfähig sein.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Die künftige Akquisitionswährung werden börsennotierte Aktien sein. Seriöse Unternehmen verlangen den Kaufpreis nicht mehr oder nicht allein in Geld, sondern in Aktien des kaufenden Unternehmens. Wer die nicht anbieten kann, hat das

Nachsehen. Würde zum Beispiel Hartmann heute auf den Markt kommen, würde es vermutlich nicht bei Wolfer, sondern bei einem großen Technologiekonzern landen, dessen Aktien an der Börse unter den ersten Adressen eine gute Figur machen.«

»Hartmann? Unsere Perle – ?«

»Das wird sie auch bleiben, Herr Wolfer.« Er hörte Wolfer brummen. Anderland kannte ihn gut genug: Brummen bedeutete Zustimmung. Zehn Jahre noch bis zu Wolfers Tod. Hatte er den richtigen Rat gegeben? Und wenn er alles vorausgesehen hätte? Wo wären die Wolfers heute? Die Erben? Und die Wolfer AG, die es in wenigen Monaten nicht mehr geben wird? Und er? Er dachte an Valerie.

Ihre Nummer war leicht herauszubekommen, stand bestimmt im Telefonbuch. Gutmundson, Valerie Gutmundson. Sie hatte ihm ihren Nachnamen gesagt: mein Vater stammte aus Schweden. Als sie noch Kaviar gegessen und Champagner getrunken hatten, Moët & Chandon, schon mit dem halben Fuß im Bett!

Er suchte sein Telefonbuch, fand es nicht gleich, schlug die Seite auf. Gutmundson. Der Name kam nur einmal vor.

Später gestand sie ihm, sie habe mit seinem Anruf gerechnet, sie wäre enttäuscht gewesen, wenn er nicht angerufen hätte.

Sie habe sich auf ihr Sofa fallen lassen, gleich neben dem Telefon, habe den Anrufbeantworter eingeschaltet, habe auf die gegenüberliegende Wand gestarrt und gewartet.

Als es läutete, habe sie die Hand auf den Hörer gelegt, habe es dreimal läuten lassen, bis das Band sich einschaltete.

»Valerie?« Sie habe seine Stimme erkannt. »Bist du da? Ich bin's, Kurt, Kurt Anderland! Wollte dir nur sagen, daß ich morgen früh nach Frankfurt fahre.«

Sie riß den Hörer hoch:

»Tu's nicht, Kurt!«

»Ich habe dich wohl verwirrt, Valerie.«

»Überhaupt nicht! Hab schon verstanden. Ich muß was falsch gemacht haben, Kurt! Tut mir leid!«

»Nichts hast du falsch gemacht.«

»Bitte, Kurt, tu's nicht! Nicht wegen mir!«

»Nicht wegen dir, Valerie. Ich muß fahren. Wenn ich zurück bin, melde ich mich. Morgen abend!«

»Ich werde warten. Bitte, mach keinen Fehler!«

»Keine Angst, Valerie!«

Fast zärtlich, dachte er, ihre Stimme. Er legte den Hörer behutsam auf, es sollte kein Geräusch machen, kein hartes Knacken in ihrem Ohr.

Wie immer. Seit Jahren das gleiche Ritual: von einer jungen Dame im orange-weißen Kostüm am Empfang begrüßt, im Fahrstuhl in den 30. Stock, die Vorstandsetage, begleitet, dort einer zweiten, wenige Jahre älteren Dame im gleichen Kostüm übergeben, von dieser, nach der Begrüßung, nicht in Scharfers Büro, sondern in den Speiseraum des Vorstandsvorsitzenden von MT geführt, mit der immer gleichen Bitte um einen Moment Geduld, Herr Scharfer werde gleich kommen.

Stets hatte Anderland das Gefühl gehabt, einen hohen scharfkantigen Würfel zu betreten. Blendendhell. Die weißen Wände, die weiße Decke reflektierten das Tageslicht, das durch Fenster, die von der Decke zum Fußboden reichten, ungefiltert von Vorhängen oder Jalousien, eindrang. Der Blick über Frankfurt bis zu den sanft geschwungenen blauen Bergkämmen des Taunus sollte frei bleiben und machte jeden Wandschmuck überflüssig.

Auch Scharfer hielt sich an das Ritual, hielt die übliche Wartezeit ein: fünf Minuten. Er betrat das Speisezimmer mit schnellem Schritt, breitem Lächeln und den von Anderland erwarteten Worten: »Entschuldigen Sie, Herr Anderland, ich wurde noch am Telefon festgehalten. Wollen wir uns gleich zum Essen setzen?« Eine Frage, die höchstens mit einem Nicken zu beantworten war. So sah es das Rollenspiel vor.

»Aperitif?«

»Danke, nein.«

»Ein Glas Wein zum Essen?«

»Gerne.«

»Es gibt Fisch. Ist ein Chablis recht?«

»Gerne.«

Ihre Suppe aßen sie schweigend. Anderland wartete ab. Scharfer wußte Bescheid.

»Was gibt's da noch zu sagen?« eröffnete Scharfer das Gespräch. »Schwan hat mich angerufen. Sie wollen wirklich das Handtuch werfen? Oder hat Schwan Sie falsch verstanden? Wir kennen ihn ja.«

»Er hat verstanden, daß ich demissionieren möchte. Meine Gründe hat er sicher nicht verstanden.«

»Ist ja auch ein bißchen – schwierig.«

»Wirklich? Zugegeben: Meine Begründung muß in Schwans Ohren merkwürdig geklungen haben. Ich habe mir mit ihm nicht viel Mühe gegeben. Wir kennen ihn ja – wie Sie gesagt haben. Mein Entschluß, meine Motive passen nicht in sein Weltbild.«

»Sie bleiben also bei Ihrem Entschluß? Immerhin: ungewöhnlich ist er schon, wenn man bedenkt – . Sie geben viel auf, Herr Anderland. Aber wem sag ich das.«

»Erwarten Sie noch eine Begründung von mir?«

»Ich verstehe Ihren Ärger durchaus, Herr Anderland. Mir ginge es an Ihrer Stelle nicht anders, aber – «

»Aber – ?«

»Ich glaube, ich würde ihn runterschlucken. Zwei Jahre noch! Mensch, Anderland, wollen wir es nicht einfach vergessen? Wollen Sie nicht doch – ?«

»Nein – aber vielen Dank für das Angebot.«

»Verdammt. Das muß tief sitzen. Ich weiß, als Repräsentant von MT bin ich für Sie der Bösewicht. Nein, sagen Sie nichts. Verstehe ich ja.« Scharfer nahm ein Stück Brot, brach es in der Mitte durch, legte eine Hälfte weg, brach die andere Hälfte noch einmal durch, schob erst das eine, dann das andere Stück in den Mund. Er wartete nicht, bis er das Brot hinuntergeschluckt hatte, um fortzufahren: »Ich möchte Ihnen

etwas gestehen. Zum Abschied sozusagen, falls Sie wirklich bei Ihrem Entschluß bleiben wollen. Es wird Sie überraschen: Ich habe es von Anfang an für einen Fehler gehalten, Wolfer zu kaufen. Ihr Laden paßte einfach nicht zu uns.«

»Und doch haben Sie – «

»Haben sie einen Moment Geduld! Ich komme gleich darauf.«

Der Fisch wurde serviert, Wein nachgeschenkt. Als die Bedienung, ein in den Farben der MT AG, orange und weiß, gekleidetes Mädchen, die Tür wieder hinter sich geschlossen hatte, hob Scharfer das Glas: »Was ich Ihnen jetzt sagen werde, bleibt unter uns, ja? Zum Wohl!«

»Selbstverständlich! Zum Wohl!«

»Sie erinnern sich wahrscheinlich an die ersten vorbereitenden Gespräche mit meinem Vorgänger?«

»Der plötzlich und unerwartet verstarb. Natürlich erinnere ich mich.«

»Für den Aufsichtsrat eine unangenehme Situation: Es hatte sozusagen keinen geborenen Nachfolger gegeben. Von außen wollte man niemand nehmen. Die Suche hätte auch lange gedauert. So standen nur zwei Mitglieder des Vorstands zur Wahl, ein anderer Kollege, ich möchte keinen Namen nennen, und ich. Der Aufsichtsratsvorsitzende, Sie kennen ihn ja, diesen früheren Bankvorstand, den, wie Sie sicher wissen, seine Bank vorzeitig in die Wüste geschickt hatte, warum auch immer, er also nahm uns ins Gebet. Er hatte wohl eine leichte Präferenz für meinen Kollegen gehabt. Der aber hatte gezögert, sich auf die Bedingungen einzulassen, den Kurs unseres verstorbenen Vorgängers ohne Wenn und Aber fortzusetzen, und das hieß: Wolfer zu kaufen, ›coûte que coûte! Nun war uns allen klar gewesen, daß unser Vorgänger mit seinem Kurs nur den Wünschen – oder sagen wir ruhig, den Weisungen – unserer im Aufsichtsrat vertretenen Großaktionäre entsprochen

hatte, ohne von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges überzeugt gewesen zu sein.

Damals, Sie erinnern sich, grassierte in der Industrie die Mode der ›Diversifizierung‹. Diversifizierung um jeden Preis sollte das Heil bringen: Wachstum und Risikostreuung.

Sie wissen, was daraus geworden ist, Herr Anderland. Heute heißt die Losung bekanntlich: Rückbesinnung auf die sogenannten ›Kernkompetenzen‹, was immer das ist, alles abstoßen, was nicht dazugehört, Kasse machen – mit der gleichen Emphase vorgetragen! Unsere Großaktionäre haben bei uns nun mal das Sagen. Mit ihnen über präzise Definitionen oder mögliche Auswirkungen ihrer Pläne zu diskutieren, läßt ihre Allwissenheit nicht zu. Es kommt hinzu, daß unser Aufsichtsratsvorsitzender es geschickt verstanden hat, die Heterogenität der Investorengruppe – wie Sie wohl wissen, ist deutsches, englisches und Kapital von Hongkong-Chinesen darin vertreten – auszunutzen, um alle Macht bei sich zu bündeln. Und damit sind wir seinem Sachverstand ausgeliefert, der natürlich über jeden Zweifel erhaben ist. Die Großaktionäre kennen nur ein Ziel: überdurchschnittliche Ausschüttungen und laufende Wertzuwächse. Entschuldigen Sie bitte, Herr Anderland. Ich doziere. Das wissen Sie alles. Zurück zu Wolfer. Mein Kollege konnte sich nicht entschließen, äußerte Bedenken gegen die Übernahme von Wolfer. Unter uns: zu Recht natürlich!

Nehmen Sie noch etwas Fisch? Nein? Ich denke, mit dem Nachtisch warten wir noch etwas.

Ich aber witterte meine Chance, Vorstandsvorsitzender zu werden. Skrupel hin, Skrupel her. Ich versprach zu tun, was man von mir verlangte. Das Weitere kennen Sie.«

»Und ich habe Ihnen dabei geholfen.«

»Wir hatten den höchsten Preis geboten und auch Sie nicht vergessen, wenn ich mich recht erinnere.«

»Sie erinnern sich recht. Sonderbonus nannten Sie das. Aber da war bei den Wolfers die Entscheidung zu Ihren Gunsten bereits gefallen.«

»Sie meinen, den Sonderbonus hätten wir uns sparen können?«

»Hätten Sie, ja. Ich trinke auf Ihr Wohl!«

»Auf das Ihre, Herr Anderland!« lachte Scharfer.

»Immerhin waren wir davon überzeugt, daß Wolfer im Verbund mit MT gut aufgehoben wäre.«

»Wir – oder sagen wir: unser Aufsichtsratsvorsitzender – auch.«

»Sie haben nicht daran geglaubt, Scharfer?«

»Ich bin ein Zahlenmensch, Herr Anderland, ich komme aus dem Controlling. Bin deshalb nicht anfällig für Moden.«

»Dann glauben Sie auch nicht an die Richtigkeit der Zerschlagung von Wolfer?«

»Ich halte sie für groben Unsinn, eine unsinnige Wertevernichtung.«

»Und Ihre Computer? Ihre Charts?«

»Wurden entsprechend gefüttert – ergebnisorientiert, nennt man das. Kein großes Kunststück.«

Sie griffen beide gleichzeitig zu ihren Gläsern, tranken sie langsam aus, ohne einander anzusehen.

»Und wenn – « Anderland zögerte.

»Ja?«

»Und wenn wir beide – ich meine, mal angenommen, wir könnten uns doch weigern.«

»Könnten wir, ja – «, lachte Scharfer, »und dann? Wenn Sie auf den Gang hinausgehen, sehen Sie viele Türen. Hinter jeder Tür sitzt einer, der auf seine Chance wartet. Dann brauchten Sie nicht einmal mehr zu demissionieren, Herr Anderland. Apropos: Haben Sie sich das wirklich gründlich überlegt?«

»Ich glaube, ja.«

»Donnerwetter! Und ich habe Sie manchmal für einen Schwächling gehalten.«

»War ich auch. Und Sie?«

»Ich – ich«, lachte Scharfer, »schlage vor, wir lassen jetzt den Nachtschimmel kommen. Der ist übrigens vorzüglich. Kaffee? Oder Espresso?«

»Espresso, bitte.«

»Seltsam, manchmal versteht man sich beim Abschied am besten.«

»Wenn man das Visier öffnet, wenn man keine Rolle mehr spielt. Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Herr Scharfer. Wenn wir früher so miteinander gesprochen hätten – «

»Noch ist es nicht zu spät, Herr Anderland.«

»Ich fürchte, doch.«

Und nun? Was sollte er tun, wenn er sein Büro geräumt, seinem Nachfolger übergeben hatte? Vermutlich wartete der schon. Und dann das große, schwarze Loch, von dem alle sprachen? Wartete es schon auf ihn? Am Ende eines erfolgreichen Berufslebens? Von heute auf morgen? Einfach das Ende erwarten. Das Ende von allem? Das Ende des Lebens, den kurzen Nachruf?

Lesen? Wie lange hatte er kein Buch mehr gelesen? Dabei war er früher ein eifriger Leser gewesen, war stets auf dem laufenden, zu Zeiten von Böll, Grass oder Max Frisch. Er könnte eine Weltreise machen, viele Monate lang. Und dann neu anfangen. Womit? Eine Weltreise mit Valerie und dann weitersehen. In Hawaii oder auf den Bahamas spätestens, an einem Strand, würde sie anfangen, mit braungebrannten jungen Männern zu flirten.

Noch konnte er Scharfer anrufen, jetzt sofort, er brauchte nur den Hörer vom Autotelefon aufzuheben, die Nummer einzugeben, zu sagen: »Vergessen Sie es! Ich mach weiter!« Während sein Wagen gerade an Aschaffenburg vorbeifuhr. Was wäre damit gewonnen? Da man ihn doch schon ausgezählt hatte. Sein Fahrer blickte unbeweglich geradeaus auf die Fahrbahn. Anderland schloß die Augen. Wann hatte das angefangen? Bis zu Wolfers Tod war es immer nur aufwärts gegangen. Und danach? Eine Weile noch hatte er die Wanderung auf dem Hochplateau genossen, und selbst als der Abstieg schon begonnen hatte, langsam, wie in einem in Zeitlupe ablaufenden Film, hatte er noch gedacht, es würde immer so weitergehen. Das, was so hoffnungsvoll begonnen

hatte, an jenem Abend – im Jahre 1974. Träumte er oder erinnerte er sich? Er sollte die Augen öffnen, aber die schräge Sonne schien ihm gerade ins Gesicht.

Die beiden Flügel der Gartenpforte öffneten sich auf ein elektrisches Signal des Fahrers, das dieser durch den Druck auf einen Knopf am Lenkrad ausgelöst hatte. Ein breiter, von Rosenrabatten eingesäumter Kiesweg führte etwa fünfzig Meter weit auf den Bungalow zu. Anderland sah Wolfer auf der Freitreppe vor der Haustür stehen. Er hatte seine Frau Gisela untergehakt. Sie sprachen miteinander und blickten dem heranrollenden Wagen entgegen.

In der geräumigen, mit Natursteinen ausgelegten Halle waren sie einen Augenblick stehengeblieben. Großformatige Gemälde an geweißten Wänden fielen ihm auf: Liebermann, Leistikow, Otto Modersohn, während Wolfer ihm zuflüsterte, er habe es für richtig gehalten, Frau Maria Wolfer, seine – Anderland meinte ein kurzes Zögern wahrzunehmen, aber Wolfer war wohl nur einen Moment unaufmerksam gewesen, abgelenkt von seiner Frau, die ihm einen weißen Faden von seinem Ärmel entfernt hatte –, seine Schwiegertochter, dazubitten.

Und ehe Anderland etwas erwidern konnte, fand er sich schon in einer Ecke des geräumigen Wohnzimmers dieser Frau gegenüber. Er hörte Wolfers Stimme schräg hinter sich »Maria« sagen, »dies ist Dr. Anderland, ich habe dir von ihm erzählt«, aber er brauchte einen Moment, ehe ihm klargeworden war, daß von ihm die Rede war und er sich nun über die schmale Hand zu beugen hatte, die Maria ihm entgegenstreckte, und daß er sich gleich wieder aufrichten und etwas sagen mußte. Aber alles, was ihm zu sagen einfiel, kam ihm töricht vor, banal. Was sollte Wolfer von ihm denken?

Und diese Frau? Er ärgerte sich, versuchte zu lächeln. Sein Mund war trocken. Der Frau schien das zu gefallen. Nur nicht die Augen niederschlagen! Wurde er beobachtet? Von Wolfer? Von Gisela? Er wagte nicht, sie anzusehen, spürte ein Zucken in seinem rechten Knie.

Dann hatte Gisela seinen Arm genommen: »Wollen wir zum Essen gehen?«

Das Eßzimmer im gedämpften Licht einer indirekten Deckenbeleuchtung. An den Wänden ringsum Landschaften der »Münchner Schule« in barocken Goldrahmen, alle im gleichen Format. Barock auch das Mobiliar.

Auf dem ovalen Eßtisch, mit weißer Tischdecke, zwei dreiarmlige Silberleuchter mit hohen weißen Kerzen. In der Mitte des Tisches eine Schale mit Freilandrosen, »frisch aus dem Garten!«.

Grießnockerlsuppe, in Suppentassen mit Deckel, KPM. Das hatten sie auch gehabt. Esther hatte es mitgenommen, nach der Scheidung. Jetzt aß ihr Arzt von seinen Tellern.

Dazu ein alter Sherry. Ein weißhaariger Diener servierte Chateaubriand, englisch gebraten, mit gemischtem Gemüse. Aus bauchigen Gläsern Bordeaux. Da hatte man sich bereits über Wetter und Klima ausgetauscht, den feuchten Sommer.

»Sie sind nicht verheiratet, Herr Anderland?« fragte die Hausfrau, um das Thema zu wechseln.

»Frisch geschieden.«

»Freundin?« Die Stimme Marias klang fröhlich. Er saß zwischen den beiden Damen, die Hausfrau rechts, Maria links von ihm. Wolfer saß ihm gegenüber. Anderland wußte nicht, wen er ansehen sollte. Kreuzverhör! dachte er.

»Zur Zeit nicht«, erwiderte er und widmete sich seinem Fleisch. Es war etwas zäh, oder das silberne Messer war zu stumpf.

»Wie aufregend!« Marias Stimme ging über seinen gebeugten Kopf hinweg.

»Vorsicht, Maria! Verbotenes Gelände!«

Wolfers Lachen klang seltsam streng. Anderland sah ihn nicht an, mühte sich mit dem Chateaubriand.

»Sie kommen aus Dortmund?«

»Jawohl, gnädige Frau!« Er sah die Hausfrau dankbar an.

»Ich war bei Hoesch tätig.«

»Für uns eine ganz fremde Welt, das Ruhrgebiet.«

»Früher einmal«, warf Wolfer ein, »das industrielle Herz Deutschlands. Krupp, Thyssen, Klöckner.«

»Die Namen kennt man«, sagte die Hausfrau, »aber für mich klingen sie alle etwas unheimlich.«

»Ich habe gern dort gelebt! Ginge es nur darum, säße ich nicht hier.«

»Bravo, Herr Anderland!« sagte Wolfer.

»Kam Ihre Frau auch aus Dortmund?«

Marias Stimme neben ihm. Die Stimme hatte etwas – er wollte nicht darüber nachdenken!

»Nein, aus Düsseldorf.«

»Das ist doch fast das gleiche.«

»Das sehen Düsseldorfer anders. Düsseldorfer sind Rheinländer, Dortmunder Westfalen.«

»Und was ist der Unterschied?«

»Etwa so wie zwischen Oberbayern und Oberpfälzern, stelle ich mir vor.«

»Dann sind Sie eine Art Oberpfälzer?« lachte sie.

»Kaum. Ich bin Brandenburger!«

»Sehr sympathisch!« rief Wolfer. Ihm schien Marias Fragerei nicht zu gefallen. Was war mit dieser Frau? Anderland hatte angefangen, auf ihrer Haut verstohlen nach Falten zu suchen. Wenigstens am Hals! dachte er. Er bemühte sich, ihren Augen

auszuweichen, nur Gisela anzusehen oder Wolfer. Doch von Zeit zu Zeit streifte ihn Marias nackter Arm.

Sie war nach dem Mokka gegangen. »Ich hoffe, Sie bald wiederzusehen!«

Er hatte keine Falten entdeckt.

»Dann sollte ich wohl auch – «

Wolfer hielt ihn am Arm fest: »Kommt nicht in Frage, Anderland! Jetzt geht's erst los. Ich muß Ihnen unsere komplizierten Familienverhältnisse erklären. Das gehört dazu. Kommen Sie, setzen wir uns dort drüben in die Ecke. Machen Sie sich auf einen langen Abend gefaßt! Noch einen Mokka? Nein? Dann fangen wir an: Da ist zunächst meine eigene Familie. Am besten nehmen Sie sich Papier und Bleistift und zeichnen sich das auf: Meine erste Frau Hildegard, geborene Ohl, starb 1948 an Herzversagen. Aus dieser Ehe sind mein Sohn Siegfried hervorgegangen und meine Tochter Ingrid. Damals, das werden Sie nicht wissen, nannte man seine Kinder gern so. Heute würde das keinem mehr einfallen. Siegfried, geboren 1940, wäre heute – «

»Vierunddreißig, wie ich.«

» – wie Sie.« Wolfer hielt inne, als müsse er noch einmal nachrechnen. »Wie Sie!« wiederholte er. »Wie Sie wohl wissen, ist er vor vier Jahren an einer Lungenembolie gestorben.« Er machte eine Pause, blickte Anderland an, als wollte er sagen: »Wirklich wie Sie?« Dann sprach er mit fester, fast geschäftsmäßiger Stimme weiter: »Ingrid, geboren 1943, hatte in München angefangen, Soziologie zu studieren. Mit zwanzig heiratete sie ihren um fünfundzwanzig Jahre älteren Professor. Die Ehe blieb kinderlos und wurde nach drei Jahren wieder geschieden. Ingrid zog nach Frankfurt und nahm dort ihr Studium wieder auf. Eine Zeitlang lebte sie mit einem älteren Kommilitonen zusammen, einem von diesen langhaarigen Revoluzzertypen in Jeans und Parka, Sie wissen

schon, mit Namen Otto. Ich habe ihn einmal kurz kennengelernt – war wohl Zufall. Die beiden sind mir auf der Straße begegnet. Der Mann wirkte sehr verlegen, harmloser jedenfalls, als er aussah. Er hat sich immer wieder umgeblickt, während wir ein paar Worte miteinander wechselten, wollte wohl nicht mit mir gesehen werden. Sei dem, wie es sei, von diesem Otto hat Ingrid vor vier Jahren einen Sohn bekommen, in dem Jahr, als Siegfried starb. Sie nannte ihn Robert. Ich nehme an, sie hat ihn gewollt. Es war Ottos Abschiedsgeschenk. Seit zwei Jahren lebt sie wieder in München.« Er machte eine Pause.

»Zurück zu meinem Stammbaum. Sie können noch folgen, Herr Anderland?« Er wartete die Antwort nicht ab. »Nach Hildegards Tod habe ich acht Jahre allein gelebt.«

»Was man so allein nennt!« sagte Gisela.

»Zum mönchischen Leben ist kein Wolfer geschaffen«, erwiderte Wolfer trocken.

»Ein Anderland auch nicht!«

»Das gefällt mir! Darf ich also fortfahren?« fragte er, zu Gisela gewandt.

»Mach's nicht zu ausführlich!«

»Im Telegrammstil: Ende 1956 haben Gisela und ich geheiratet. 1957 kam unsere Ältteste, Claudia, 1959 Gudrun und 1961 Jürgen, unser Stammhalter.«

»Der jüngste Wolfer also.«

»Vergessen Sie Robert nicht, Ingrids Sohn.«

»Vergessen Sie ihn ruhig!« Gisela hatte zwei rote Flecken auf der rechten Wange. Sie waren Anderland vorher nicht aufgefallen.

»Er heißt Robert Wolfer und ist mein Enkel!« beendete Wolfer das Intermezzo.

»Noch einige Worte zu –«, Wolfer machte eine Pause, »Siegfried –«, er zögerte noch einmal, blickte Gisela an, dann

sagte er schnell: »und zu Maria.« Wolfer stand unvermittelt auf, ging zu der großen Anrichte aus dunklem Eichenholz, ließ seinen Blick über die dort aufgebauten Flaschen wandern. »Cognac?« fragte er, ohne den Blick von den Flaschen abzuwenden. »Oder lieber einen Klaren? Oder Whisky? Oder bleiben wir beim Bordeaux? – Gisela?«

»Ich verabschiede mich jetzt lieber.«

»Willst du wirklich?«

Sie war schon aufgestanden. »Wirklich!« Anderland war aufgesprungen.

»Nein, nein«, sagte Wolfer. »Sie bleiben noch!«

Anderland zuckte mit den Achseln, als Gisela ihm die Hand reichte. »Gnädige Frau!« Er blickte sie fragend an.

»Bleiben Sie ruhig!« Ihre Hand war kühl und trocken. Er beugte sich über sie. Als er sich wieder aufrichtete, lächelte Gisela. Spöttisch? Schalkhaft, dachte er, war das bessere Wort.

»Freut mich«, lächelte Wolfer, als sie allein waren, »daß Ihnen mein Bordeaux schmeckt. Ich werde Ihnen Gesellschaft leisten. Sie wollten doch Bordeaux?«

»Gerne, ja!«

»Kommen Sie, wir nehmen die Flasche gleich mit und machen es uns gemütlich.« Er füllte die Gläser, stieß mit Anderland an, – nahm erst einen kleinen, dann einen größeren Schluck.

»Gute Wahl!« Er trank noch einmal, setzte das Glas ab.

»Zu Siegfried also. Er hat Chemie studiert, in der kürzestmöglichen Zeit. Man hat ihm eine außergewöhnliche Begabung nachgesagt, ihm sogar die eine oder andere wissenschaftliche Entdeckung oder Erfindung zugetraut. Ganz falsch war das wohl nicht, und wenn er länger gelebt hätte... Seine Begabung riß ihn immer wieder zu mir utopisch erscheinenden, langwierigen Versuchen hin. Für den Nobelpreis, habe ich manchmal gesagt, sind wir nicht reich

genug. Vielleicht bin ich zu knauserig gewesen. Heute tut mir das leid. Heute vermisse ich seine verrückten Experimente. Sie waren erfrischend, gerade in ihrer Unverständlichkeit. Um ihn und seine Begabung ›einzufangen‹, wie ich damals gesagt hatte, sie für unsere ›Wirklichkeit‹ nutzbar zu machen, ›von der wir schließlich alle lebten‹, entschloß ich mich, ihn an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag zu meinem Partner zu machen. Ich beteiligte ihn mit 25 Prozent an der gesamten Wolfer-Gruppe. Bald schon war er mit seinem wachen Verstand für mich nicht nur Lehrling, sondern auch Lehrmeister. Denn mit seiner Phantasie, seinen unorthodoxen Ideen brachte er frischen Wind ins Haus. Verstehen Sie, Anderland, was ich von Ihnen erwarte?«

Wolfer hob die Weinflasche. »Leer!« sagte er und stand auf. »Ich hole eine neue.« Mit zwei schon entkorkten Flaschen kehrte er nach wenigen Minuten zurück.

»Reden macht durstig!« Noch im Stehen füllte er die Gläser, prostete Anderland zu. »Eigentlich«, sagte er, als er sich wieder gesetzt hatte, »wollte ich Ihnen von Maria erzählen.« Er lächelte. »Ich langweile Sie doch nicht?« Er wartete Anderlands Antwort nicht ab, drehte sich, wie in einer sorgfältig einstudierten Pantomime, nach allen Seiten um, als wollte er sich vergewissern, daß sie beide allein und die Türen geschlossen waren. Er lehnte sich auf dem Sofa so weit zurück, daß sein Kopf auf der Lehne lag und sein Gesicht der Decke zugewandt war.

»Geschichten«, seine Stimme zog das Wort in die Länge, »kann man bekanntlich so oder so erzählen – je nachdem. Hätte Gisela Ihnen die Geschichte erzählt, würden Sie meine kaum wiedererkennen. Und was ist meine Geschichte? Thema und Variationen. Immer neue Arabesken, Improvisationen. Der bunte Flickenteppich meiner Wahrheit. Es gibt zwei

Grundmuster meiner Geschichte von Maria, die, die ich manchmal erzähle, und die, die ich noch nie erzählt habe.«

Er beugte sich vor, nahm sein Glas und trank es in einem Zuge aus. Er hob die Flasche, füllte Anderlands Glas auf und schenkte sich selbst ein.

»Trinken Sie!« befahl er. »Dies ist eine Premiere. Ich werde Ihnen jetzt die Geschichte erzählen, die ich noch nie erzählt habe. Sie sollen wissen, mit wem Sie es zu tun haben. Aber sollten Sie mich jemals darauf ansprechen, werde ich sagen: Sie müssen betrunken gewesen sein.«

»Das bin ich auch!«

»Danke!« Wolfer nahm wieder seine halb liegende Stellung ein, schloß einen Moment die Augen. »Schwer, den Anfang zu finden«, murmelte er. Anderland mußte sich vorbeugen, um ihn zu verstehen.

»Es war einmal – ? Nein, besser: eines schönen Tages – meine Erinnerung sagt mir, es war im Mai. Warum nicht? Ist nicht wichtig. – Eines ganz gewöhnlichen Tages also, als ich wie jeden Morgen den langen Flur zu meinem Büro hinunterging, den Kopf schon voll mit den Gedanken an das, was mich auf meinem Schreibtisch erwartete, stand ein Mädchen vor meiner Tür. Ich muß beim Gehen wohl auf meine Füße gesehen haben, denn ich bemerkte sie erst, als ich nur noch zwei Schritte von ihr entfernt war. Ich bin gar nicht in der Lage zu erklären, was in diesem Augenblick mit mir geschah. Das Mädchen strahlte etwas aus – ich weiß nicht, wie ich mich verständlich machen soll –, etwas, das einen Mann zu den größten Dummheiten verleiten könnte. Das Mädchen hielt mir einen Brief hin und sagte, sie suche das Büro von Herrn – sie stockte, blickte kurz auf den Briefumschlag –, von Herrn Siegfried Wolfer.

›Das bin ich.« Ich nahm ihr den Brief aus der Hand.

›Kommen Sie doch einen Augenblick herein!‹ Ich öffnete ihr die Tür zu meinem Sekretariat, stellte mit Erleichterung fest, daß Frau Großmann, meine Sekretärin, noch nicht da war. Ich führte das Mädchen in mein Büro und schloß die Tür. Frau Großmann konnte jeden Augenblick kommen. ›Darf ich mich nach Ihrem Namen erkundigen?‹ Ich hatte ihr keinen Platz angeboten, war selber stehen geblieben.

›Maria Feiler. Ich habe heute morgen hier angefangen.‹

›Maria Feiler‹, wiederholte ich. ›Und wo haben Sie angefangen?‹

›In der Poststelle. Ein Ferienjob. Ich studiere Medizin.‹

›Ein Ferienjob. Und wie lange wollen Sie bei uns bleiben?‹

›Zwei Monate.‹

Ich hörte Geräusche. Ein Schrank wurde geöffnet, ein Stuhl gerückt. Frau Großmann!

›Dann werden wir uns sicher öfter begegnen‹, sagte ich schnell, mit etwas lauterer Stimme. ›Hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns, Fräulein Feiler.‹

Ich hatte die Tür zum Sekretariat geöffnet, so daß Frau Großmann meine letzten Worte hören konnte.

›Guten Morgen, Frau Großmann. Fräulein Feiler wird zwei Monate bei uns aushelfen. Sie studiert Medizin.‹

›Nettes Mädchen!‹ sagte ich, als Maria gegangen war.

›Hübsches Mädchen!‹ erwiderte Frau Großmann trocken.«

Sie hatten die dritte Flasche geleert. »Eine schaffen wir noch!« Wolfer war aufgestanden, hatte die leere Flasche aufgenommen, er trug sie wie ein Feldzeichen vor sich her, als er mit schwerem, aber immer noch sicherem Schritt das Zimmer verließ. Anderland schloß die Augen, konzentrierte sich auf den Versuch, die schwankenden Bilder hinter seinen Augenlidern auf einer Ebene zu ordnen, die sich langsam um

eine Achse drehenden Wände, die Bewegungen Wolfers, den wechselnden Ausdruck auf seinem Gesicht, Gisela, mit ihrem spöttischen Lächeln, und die seltsam transparent gewordene Gestalt Marias, ihre Blicke, ihren nackten Arm. Er war froh, jetzt nicht aufstehen zu müssen.

»Schlafen Sie?« Er hatte nicht bemerkt, daß Wolfer mit der geöffneten vierten Flasche zurückgekehrt war. Anderland fuhr hoch, setzte sich kerzengerade hin.

»Ich war dabei, meine Gedanken zu ordnen.«

»Sie brauchen keine Angst zu haben, ich werde Ihnen nicht mein ganzes Liebesleben erzählen«, lachte Wolfer. Er goß beide Gläser voll. »Trinken Sie! Das wird Ihnen guttun!«

Anderland hob gehorsam sein Glas, nippte nur, stellte es wieder ab. Er bemerkte, daß seine Hand zitterte, aber es gelang ihr, nichts von dem Wein zu verschütten.

»Ich erzähle Ihnen nur so viel, wie Sie wissen müssen.« Wolfer sprach langsam, jedes Wort sorgfältig artikulierend, mit fester Stimme. »Weiter im Text also! Das Mädchen war mir den ganzen Tag nicht aus dem Kopf gegangen. Wie jung mochte sie sein? Wie mein Sohn etwa? Unter irgendwelchen Vorwänden ging ich immer wieder auf den Flur hinaus. Frau Großmann sagte nichts, sah mich nur an. Am Nachmittag wollte es der Zufall, daß ich hinter dem Mädchen die Treppe hinaufging.

Und mit dem Bild des einige Stufen vor mir die Treppe hinaufsteigenden Mädchens vor Augen war ich in mein Büro zurückgeeilt, von einem kaum zu beherrschenden Tatendrang erfüllt. Auf meinem Schreibtisch lag das letzte Angebot von Hartmann. Sie erinnern sich? Ich haben Ihnen doch von der ›Hartmann Industrieausrüstungs- und Spezialmaschinen GmbH‹ erzählt. Das Unternehmen hatte im Markt einen exzellenten Ruf. Es verfügte über wichtige Patente auf dem neuen Gebiet der Industrieroboter und würde deshalb bei der

von uns erwarteten Automatisierungswelle in der Industrie fast eine Monopolstellung haben. Mein Sohn war Feuer und Flamme. Er redete mir zu wie einem lahmen Gaul. Ich aber zögerte, hatte schon manche unruhige Nacht hinter mir. Denn die Eigentümer, die Familie Hartmann, verlangten einen exorbitanten Preis. Verständlich, sie wußten, was sie hatten. Und es gab andere Interessenten, unter anderem auch aus den USA. Doch zu unserem Glück hatte die Familie Hartmann uns vorgezogen. Sie wollte, daß das Unternehmen in deutschen Händen bliebe. Aber der Preis! Das Risiko war mir zu groß. Siegfried hatte nicht lockergelassen:

Wenn wir das Geld nicht haben, müssen wir es uns ›pumpen!‹

›Schau dir unsere Bilanz an, Siegfried! Pumpen! Das sagt sich so leicht!‹

Ich will es kurz machen, Anderland. Am Abend vor meiner Begegnung mit dem Mädchen war ich entschlossen gewesen, Hartmann abzusagen. Und nun stand ich an meinem Schreibtisch. Der weiße Briefbogen mit dem letzten Angebot von Hartmann sah mich an. Können Sie sich das vorstellen, Anderland? Dieses pubertäre Bedürfnis, einem Mädchen imponieren zu wollen, das nichts von meiner Waghalsigkeit ahnte?

Ich rief Professor Hartmann an. Das Telefongespräch war kurz. ›Herr Hartmann, ich nehme Ihr Angebot an.‹

›Ich freue mich über Ihre Entscheidung, Herr Wolfer. Sie sind der einzige, dem wir unser Unternehmen ruhigen Gewissens anvertrauen. Bei Ihnen wird es in guten Händen sein.‹

Ich rief Siegfried an.

›Ich hab soeben gekauft.‹

›Hartmann?‹

›Hartmann!‹

›Toll, Vater! Ich freue mich wahnsinnig! Dies ist ein guter Tag! Darf ich mal rüberkommen? Ich muß dir auch was erzählen.<

Eine Zeitlang sprachen wir über Hartmann. ›Eine richtige Entscheidung, Vater<, sagte er. ›Das wird unsere Lieblingstochter werden, unsere Zukunft. Garantiert!<

›Ich nehme dich beim Wort!< sagte ich.

Bei all seiner Euphorie aber schien Siegfried nicht ganz bei der Sache zu sein. Gelegentlich streifte ein geistesabwesendes Lächeln sein Gesicht. ›Du wolltest mir noch was erzählen?<

Siegfried zögerte einen Moment, dann stotterte er: ›Ist dir – ich meine, hast du – äh – die Kleine aus der Poststelle, die neue Aushilfe – ist dir die schon über den Weg gelaufen –?<

›Ich weiß nicht genau – ja – kann sein – . Warum?<

›Wäre dir bestimmt aufgefallen. Maria heißt sie. Maria Feiler.

– <

Drei Monate später war ich ihr Trauzeuge. Die Hochzeit von Siegfried und Maria war ein glanzvolles Fest. In meinem Garten. Ich habe es genossen, voller Dankbarkeit. Denn wäre es anders gekommen, hätte ich es jetzt vermutlich mit zwei geschiedenen Frauen zu tun.

Den Erwerb von Hartmann haben wir übrigens nie bereut. Ich lege Ihnen diese Firma besonders ans Herz. Dort arbeiten unsere besten Ingenieure. Unsere Zukunft, Herr Anderland. Denen ist viel zuzutrauen, Innovationen, Patente. Am besten läßt man sie ganz allein. Mit guten Ratschlägen kann man nur stören – oder sich lächerlich machen.

Und Maria?

Als Siegfrieds Witwe und Alleinerbin hält sie heute 25 Prozent von Wolfer. Sie werden also auch mit ihr zu tun haben.«

»Das wird mir ein Vergnügen sein, Herr Wolfer.«

»Nicht so voreilig, junger Mann! – Übrigens ist meine Geschichte noch nicht zu Ende.«

Er öffnete die Augen, fing im Rückspiegel den Blick des Fahrers auf.

»Wie weit sind wir?«

»Hinterm Biebelrieder Kreuz, Herr Doktor – Herr Doktor, könnten wir an der nächsten Raststätte wohl eine kurze Pause machen?«

»Klar! Gute Idee!«

Diese alten Geschichten! Die Unterbrechung war ihm sehr willkommen. Er würde etwas trinken, eine Coca-Cola oder einen Kaffee vielleicht, und dann auf andere Gedanken kommen. Oder schlafen.

Aber als sie weiterfuhren, er seine Augen geschlossen hatte, meldete Wolfer sich zurück: »Übrigens ist meine Geschichte noch nicht zu Ende«.

Anderland versuchte, an Valerie zu denken. Es gelang ihm nicht.

Er hatte Wolfer noch einen Abschiedsgruß zugewinkt. Als der Wagen anfuhr, war er schon eingeschlafen. Er hatte geschlafen, bis das Auto vor dem »Vierjahreszeiten« vorgefahren war. Da war es Viertel nach zwei gewesen.

Die Halle war fast leer. Nur in einer Ecke saßen zwei alte, schwerhörige Männer, die mit lauten Stimmen aufeinander einredeten.

In der Bar spielte ein Trio Melodien aus den fünfziger Jahren. Auf der Tanzfläche bewegte sich ein Paar kaum merklich auf der Stelle. An der Bartheke saß eine Frau mit auffallend langen

Beinen. Er würde ihren Anblick mit auf sein Zimmer nehmen. Er mußte auf andere Gedanken kommen.

Und als er endlich im Bett lag, das Licht der Nachttischlampe gelöscht hatte und die Dunkelheit langsam um ihn zu kreisen begann, versuchte er, sich nicht an Wolfer, sondern an den Beinen der unbekanntenen Frau festzuhalten. Sie stiegen an der unsichtbaren Zimmerwand empor, verschwanden wieder. Ein schwarzes, an der Figur enganliegendes ärmelloses Kleid kam auf ihn zu. Ein nackter Arm streifte ihn.

»Und nach dem Tode Ihres Sohnes?« erinnerte er sich, Wolfer gefragt zu haben. Da hatte Wolfer gerade die vierte Flasche geöffnet. Anderland glaubte den dumpfen Nachhall seiner Stimme unter seiner Schädeldecke vernommen zu haben.

Wolfer hatte nicht geantwortet. Er hatte die Gläser gefüllt, hatte sein Glas in beide Hände genommen, ohne zu trinken, hatte in den tiefroten Spiegel geblickt, während er das Glas in seinen Händen drehte.

»Das schlimmste ist, das eigene Bild im Spiegel nicht mehr zu ertragen.« Wolfer hatte auffallend langsam gesprochen, als müßte er die Worte behutsam aneinanderreihen, damit der Satz nicht auseinanderfällt. Mit dumpfer, leiser Stimme, wie im Selbstgespräch.

Er sollte jetzt wohl gehen, hatte Anderland gedacht. Aber das Gewicht seines Körpers drückte ihn tief in den Sessel. Wolfers Erzählung begann in Bruchstücke zu zerfallen und Stück für Stück in dem sumpfig gewordenen Boden von Anderlands Gedächtnis zu versinken. Er würde sie hervorziehen und wieder zusammensetzen müssen, gleich morgen früh, sollte die Geschichte für ihn nicht für immer verloren sein.

Hatte er Wolfer nicht gerade etwas gefragt? Wolfer hatte ihm nicht geantwortet. Das wußte er. Oder doch? Etwas von einem Spiegel hatte er gesagt. Von seinem Bild im Spiegel.

Anderland schüttelte den Kopf. Nicht für ihn bestimmt. Er sollte jetzt gehen. Er horchte auf Wolfers schwerer werdenden Atem und dann auf die Last seiner Stimme, die die Worte aus dem Gefängnis seines Brustkorbs hervorzustoßen schien: »Stammt nicht von mir. Der Satz. Hab ich in dem Tagebuch gefunden. Vor zwei Jahren erst, können Sie sich das vorstellen, Anderland? Eine Frau hat es mir geschickt, anonym, Anderland! Anonym! Fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode. Das Tagebuch meines Vaters! Ich hatte nicht gewußt – . ›Auf Wunsch Ihres Vaters‹, hatte die Frau geschrieben. ›Die letzten Eintragungen hat er mir diktiert.‹ Weiß nicht, wer die Frau war. Hab's nicht rausgekriegt.«

Er füllte sein Glas auf.

»Trinken Sie, Anderland! – Die Eintragung stammt vom 9. Mai 1945: ›Das schlimmste ist, das eigene Bild im Spiegel nicht mehr zu ertragen.‹ – Warum trinken Sie nicht?

Als gäbe es da etwas, eine Schuld oder so was. Das macht das Datum. Da vermutet man gleich – als gäbe es nichts anderes, dessen man sich schämen müßte. Ich habe das Tagebuch gelesen, Seite für Seite – nichts! Nichts habe ich gefunden. Im Gegenteil...« Wolfers Rede, von Pausen unterbrochen, immer weiter zerdehnt. Anderland glaubte, hinter seinen Trommelfellen das Klopfen der Zeit zu vernehmen.

»Im Gegenteil – hab ich ihn so wenig gekannt? Verehrt habe ich meinen Vater. Er ist mein Vorbild geblieben – bis heute, Anderland –, unerreicht. Ja, verehrt – aber gekannt? So wie...« Er trank sein Glas in einem Zuge leer.

»Ich kann es mir nicht vorstellen. Es hätte im Tagebuch gestanden. Mein Vater war aufrichtig gegen sich selbst. Das Tagebuch war sein Gewissen – für niemand sonst bestimmt – . Vielleicht, wenn ich aufmerksamer gewesen wäre...«

Wolfers Stimme schien im Raum herumzuirren, bis sie weit entfernt, im Rücken von Anderland, erlosch. Anderland befahl seinem Atem, still zu sein. Vor ihm stand sein Glas, noch halb gefüllt. Er streckte die Hand aus, zog sie wieder zurück. »Manches hab ich geahnt, als ich in seinem Tagebuch las – zwischen den Zeilen –, wenn er nüchtern berichtete vom Aufbau seiner Firmengruppe, von Erfolgen und Niederlagen – er war ein großer Unternehmer, Anderland –, immer dann klang auch etwas durch von Leidenschaft und Trauer, Glück und Wehmut – erst durch sein Tagebuch habe ich erfahren, wie einsam er gewesen ist. Was wollte er mir sagen? Er war weder in der Partei gewesen noch ›Wehrwirtschaftsführer‹ oder so was – er grüßte immer mit ›guten Tag‹ –, hab mich oft für ihn geschämt – können Sie sich das vorstellen, Anderland? Was sollten die Leute denken?«

Wolfer sprach, als wenn er plötzlich nüchtern geworden wäre. »Er hat sogar Menschen geholfen, das hab ich nicht gewußt – darüber hat er nie gesprochen – ob er mir nicht getraut hat? Ich bin natürlich in der Partei gewesen. Als Patriot, dachte ich, müßte man in der Partei sein. Verstehen Sie? Aus Überzeugung also – warum sollte ich das nicht zugeben. Aber ich hätte doch nicht – ! Schwer zu sagen – . In seinem Tagebuch gibt es kurze Hinweise: ›Sie haben Rosenkrantz geholt. Bin von Pontius zu Pilatus gerannt. Habe auf R.s Unentbehrlichkeit hingewiesen, mit Stilllegung der Produktion gedroht. Keine Antwort, nur höfliche Gesichter. Man bot mir sogar Kaffee an. Werde zum Wirtschaftsminister gehen. Oder zu Göring? Seiner Eitelkeit schmeicheln? Falls man mich vorläßt.‹ Während ich das las, fiel mir ein Gespräch ein. Zwei Jahre früher muß das gewesen sein. Mein Vater und ich aßen zusammen zu Mittag. Er habe, sagte er beiläufig, wie es seine Art war, Rosenkrantz zum technischen Leiter unserer Fertigung in Königs Wusterhausen gemacht.

›Ist der nicht Jude?‹ war alles, was ich antwortete.

›Er ist ein tüchtiger Ingenieur!‹ Man wußte bei meinem Vater immer, wann ein Gespräch beendet war. Zwei Tage nach der ersten Eintragung findet sich im Tagebuch die Notiz: ›Rosenkrantz ist wieder da. Bis auf weiteres wird er bei mir wohnen.‹

Und dennoch später dieser Satz! Können Sie sich das vorstellen, Anderland? – Sie sind noch jung...«

Danach, erinnert sich Anderland, schwiegen sie beide, Wolfer und er. Er hatte überlegt, wie lange er wohl noch so dasitzen könnte, gefesselt in Wolfers brütendem Schweigen, ohne etwas zu sagen und ohne den Versuch zu machen, aufzustehen, sich zu verabschieden und zu gehen. Wie lange, auch das war ihm durch den Kopf gegangen, nicht aus Mitgefühl, eher als einleuchtende Ausrede für seinen überfälligen Aufbruch, wartete wohl der Fahrer schon auf ihn?

›Dieser Satz!‹ hörte er Wolfers Stimme. Sie war müde geworden.

›Hatten Sie mich nicht etwas gefragt, Anderland?‹ Anderland fuhr zusammen, versuchte, sich gerade aufzurichten.

›Ich erinnere mich nicht.‹

›Ich erinnere mich. Als Sie mich das gefragt haben, war dieser Satz mir eingefallen. Das verstehen Sie nicht? Dann hören Sie mir noch einmal gut zu!‹

Wolfers Erzählungen wirbelten durch Anderlands Kopf, verflochten sich, rissen auseinander, verschmolzen wieder zu immer neuen Bildkompositionen. Sie zuckten hinter seinen geschlossenen Augen, während die wechselnden Modulationen von Wolfers Stimme in seinen Ohren die Worte zu einer immer unverständlicheren Andacht zusammengezogen hatten.

So würde er keinen Schlaf finden. Wenn es ihm nicht gelänge, für die kurze Zeit, die ihm noch blieb, Wolfer zu vergessen, an etwas anderes zu denken, an die Beine der Frau in der Bar zum Beispiel. Oder an Esther. Esther, seine Frau, hatte sich vor sechs Monaten – oder waren es schon acht Monate? – von ihm getrennt. Endgültig. Es hatte vorher schon zwei Trennungsversuche gegeben.

Immer aus dem gleichen Grund: Er war zu neugierig gewesen. Sie wollte sich scheiden lassen, wollte diesen Arzt heiraten. Als sie es ihm das erste Mal gesagt hatte, hatte er sie zurückholen wollen. Eifersucht genüge ihr nicht, hatte sie erwidert.

Woran sollte er denken, um Wolfer auszusperrten aus seinen Schlafversuchen? An Maria? Nur, um sich abzulenken? Er konnte sich kaum an ihr Gesicht erinnern.

Aber er mußte endlich schlafen. Sollte er Schäfchen zählen, wie früher?

»Und nach dem Tod meines Sohnes?« Wolfers Stimme schnitt ihn aus dem Blei beginnenden Halbschlafes heraus. Sie blieb unerbittlich. In dieser Nacht würde er keinen Schlaf mehr finden. Drei Stunden noch, dann würde der Wecker läuten. Sie würden Wolfer hören und seiner Geschichte.

»Am Abend nach der Beisetzung, als alle Trauergäste gegangen waren, hab ich es in unserem Hause nicht mehr ausgehalten. Ohne Gisela Bescheid zu sagen, sie hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, bin ich hinausgelaufen auf die Straße, hab die Haustür und die Gartenpforte hinter mir ins Schloß geworfen, hab, als das Schloß der Gartenpforte mit metallischem Klicken einschnappte, in meine Hosentasche gefaßt. Ich hatte keine Schlüssel bei mir. Ich würde läuten müssen, wenn ich zurückkehrte. Dann würde Gisela schon

schlafen und mich nicht hören. Die Gedanken liefen ab wie ein Uhrwerk, außerhalb meiner Kontrolle. Sie beunruhigten mich nicht. Es war ein kalter Abend. Von Zeit zu Zeit fiel leichter Nieselregen. Ich hatte weder Mantel noch Hut mitgenommen, war mit schnellen, gleichmäßigen Schritten gegangen, als hätte ich ein Ziel. ›Mein Sohn ist tot!‹ murmelte ich vor mich hin, streute die Worte vor mir auf die Pflastersteine, um sie sogleich mit meinen Füßen zu zertreten. ›Mein Sohn ist tot!‹ Als ließe sich durch diese Beschwörung alles rückgängig machen.

Und wenn ich, dachte ich, immer so weiterlaufen, nie mehr zurückkehren würde? Ich könnte mich irgendwo hinsetzen, unter einen Baum, und einschlafen, um nicht mehr aufzuwachen. Fortgehen und an meiner Statt Siegfried zurückkehren lassen. Wenn schon einer gehen mußte...

Ich hatte nicht auf meinen Weg geachtet, hatte nur auf die gleichmäßigen Bewegungen meiner Füße gesehen, die mich immer weiter forttrugen von meinem Haus, von meinem Leben. Auf einmal erkannte ich die Straße, das Muster der viereckigen Pflastersteine unter meinen Füßen. Die Straße stieg leicht an, eine Sackgasse. An ihrem Ende stand Siegfrieds Haus. Dahinter begann der Wald. Ich sah die Lichter vor der dunklen, undurchdringlichen Kulisse. Marias Haus. Der Eingang und alle Fenster waren erleuchtet. Sie stand in der offenen Tür.

Ich erinnere mich an kein Wort. Wir saßen auf einem Sofa in ihrem Wohnzimmer und hielten uns aneinander fest. Als ich sie verließ, war Mitternacht lange vorbei.

Am nächsten Abend bin ich wieder zu ihr gegangen.

›Sie braucht mich, meine Tochter‹, sagte ich zu Gisela. Sie antwortete mir nicht. An den folgenden Abenden hab ich nichts mehr gesagt. Ich ging einfach hin, gleich nach dem Büro. Abend für Abend, immer um die gleiche Zeit. Meine

Pflicht, redete ich mir ein. Meine Besuche wurden zur Gewohnheit. Ich brauchte mir nichts mehr einzureden.

Ich hätte es kommen sehen müssen. Aber ich wollte lange Zeit nicht wahrhaben, daß meine Gedanken angefangen hatten, anders um sie zu kreisen, daß meine Augen sie anders ansahen, als sie es an den ersten Abenden getan hatten. Da war nichts Väterliches mehr. Und eines Abends hatte sie ihr Parfüm gewechselt – verstehen Sie, Anderland? Ich hatte kein schlechtes Gewissen. Es amüsierte mich höchstens, wenn mir so törichte Ausreden durch den Kopf gingen wie: Gab es nicht schon im Alten Testament die Pflicht eines Mannes, der Witwe seines Bruders beizuwohnen? Warum nicht auch der Witwe des Sohnes? Die Ausreden trockneten bald ein. Sie wurden nicht mehr gebraucht.

In den folgenden Monaten versetzte ich mit meiner unternehmerischen Abenteuerlust meine Mitarbeiter in Staunen. Ich war nicht zu bremsen, schlug Warnungen in den Wind, kaufte aus spontaner Laune heraus mehrere zum Glück nicht sehr teure kleinere Firmen. Wie sich bald herausstellte, lauter Flops, bis auf eine, die sich zu einer Goldgrube entwickelte. Nicht mein Verdienst! Purer Zufall! Ein Mitarbeiter hatte aus den Archiven der Firma ein bis dahin ungenutztes Patent ausgegraben, für ein Verfahren zur Verbesserung der Mikrochirurgie. Die Gesellschaft haben wir heute noch. Nicht groß, aber wie eine Lizenz – na, sagen wir zum Kleingeldddrucken.

Dennoch hätten wir sie längst wieder verkaufen sollen. Sie paßt nicht zu uns. Daß ich mich dazu – trotz attraktiver Angebote – nicht entschließen konnte, nun, Anderland, ich bin mit meiner Geschichte immer noch nicht fertig. Ich kann Ihnen den Rest nicht ersparen. Die Pointe, gewissermaßen. Ich bin es Ihnen schuldig. Sie sind doch noch nicht müde?«

Anderland war nicht mehr fähig zu antworten. Er schaffte es gerade noch, ein Kopfschütteln anzudeuten. Woher nahm Wolfer nur die Kraft, immer lebhafter zu sprechen, als wäre es wichtig, ihm, Anderland, noch in dieser Nacht eine Botschaft zu vermitteln, die seine Zukunft bestimmen würde? Die Pointe! Hatte das nicht Zeit, da er sich längst entschieden hatte, in Wolfers Dienste zu treten?

»Trinken Sie noch was!« Anderland überhörte die Aufforderung. Er hatte aufgehört, Wolfer beeindruckt zu wollen.

»Meine Abenteuerlust kannte keine Grenzen. Ich war nicht mehr bei Sinnen, nahm meine Umgebung kaum noch wahr. Auch diesen Schauspieler nicht. Eines Abends stand er in Marias Wohnzimmer, als ich zu ihr kam. Maria machte keine großen Umstände. Sie hätte sich verliebt, sagte sie mir. Sie trug ein neues Parfüm.

In diesem Augenblick – ich weiß nicht, was mich davor bewahrt hat, in Gedanken erwürgte ich den Mann, zerschmetterte ich seinen Schädel an der Wand. Es lief in meinem Kopf ab wie in einem Film. Ich sah mir zu, erschrocken und fasziniert zugleich von den Aufwallungen des Hasses. Und seit diesem Abend, Anderland – ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll... Es gibt Augenblicke... Und wenn ich dann in den Spiegel blicke, glaube ich hinter meinem Gesicht einen Unbekannten zu sehen – vor dem ich mich fürchten muß. Kennen Sie das, Anderland?

Die Affäre mit dem Schauspieler hat nicht lange gedauert. Ein Jahr etwa. Danach gab es einen Segler, einen Olympiasieger. Und ein neues Parfüm.

Wir sind freundlich zueinander. Irgendwie müssen wir miteinander auskommen. Sie ist schließlich meine Partnerin. Sie ist, wie sie ist. Und ich glaube, sie kennt keine Narben. Und wenn sie in den Spiegel sieht, freut sie sich an ihrem

schönen, faltenlosen Gesicht – glaube ich. Aber wer weiß das schon?»

Wolfer sah Anderland an. Er streckte die Glieder, ehe er sich etwas schwerfällig erhob.

»Zeit, schlafen zu gehen!« Er reichte Anderland die Hand. »Bis morgen haben Sie Zeit, darüber nachzudenken, ob Sie zu mir kommen wollen. Wie immer Sie sich entscheiden werden – wir haben einen gemütlichen Abend miteinander verbracht, haben ein Glas Rotwein getrunken und ein bißchen geplaudert, nicht wahr – was man so plaudert eben, an einem Abend, mit einem Glas Rotwein in der Hand...«

Hatte er geschlafen? Als er die Augen aufschlug, bog der Wagen in seine Garteneinfahrt ein. Wolfers Haus lag nur zwei Straßen entfernt, fünf Minuten zu Fuß. Wolfer hatte es so gewollt. Jetzt residierte eine Software-Firma darin. Wolfers Erben hatten es verkauft. Gisela lebt seitdem in Lugano. Zweimal im Jahr tauschen sie Glückwünsche aus, zu Weihnachten und zum Geburtstag, verbunden mit dem ernstgemeinten Wunsch: hoffentlich sehen wir uns mal wieder!

Ingrid lebt in Marburg, lehrt Soziologie an der Universität.

Maria hatte an ihrem sechzigsten Geburtstag zum dritten Mal geheiratet. Einen Fernsehmoderator. Die Illustrierten berichteten darüber. Maria, im weißen Kleid, hatte hinreißend ausgesehen.

Jürgen und Robert betreiben eine Anlageberatungsfirma, füllen ihre Tage damit, ihr eigenes und das Vermögen ihrer Kunden zu mehren. »Auf wissenschaftlicher Basis.« Mit großem Erfolg, sagt man.

Anderland schloß die Haustür auf. Seit vierundzwanzig Jahren immer mit demselben Schlüssel.

Er hatte sie nicht lange warten lassen. Das Telefon läutete. Kurz nach sechs. Sie mußte gerade vom Büro nach Hause gekommen sein.

»Valerie? Ich komme eben aus Frankfurt.«

»Und?«

»Ich habe ein Problem.«

»Soll ich kommen?«

»Bitte, ja, Valerie.«

»Ich mach mich nur frisch. In – sagen wir, in einer Stunde ungefähr...«

Er erwartete sie vor seinem Haus, legte die Arme um ihre Schultern, schien nicht zu wissen, ob er sie küssen sollte, küßte sie schließlich auf die Wangen.

»Ich habe eine Kleinigkeit zum Essen hergerichtet.«

»Keinen Kaviar?«

Er ging nicht darauf ein, antwortete: »Lachs, Eier, Käse – kalte Platte. Wenn du willst, mach ich noch ein paar Nudeln.«

»Kalte Platte genügt. Wie war's in Frankfurt?«

»Sag mir erst, was du trinken möchtest. Champagner? Oder wie wär's mit einem alten Bordeaux?«

»Bordeaux, mal was anderes.« Sie versuchte offensichtlich, ihn aufzuheitern.

»Wie war's in Frankfurt?« wiederholte sie ihre Frage.

»Er hat meine Demission angenommen, ohne weitere Diskussion. Mit sofortiger Wirkung. Das heißt also: Ab morgen hab ich keinen Job mehr. Mein Büro werde ich in den nächsten Tagen räumen.«

»Das wolltest du doch, oder?«

»Mein Problem ist, ich weiß nicht mehr, ob ich es wollte, und ich weiß nicht, warum ich es getan habe, welcher Teufel mich geritten hat. Gestern war ich wild entschlossen, hab mir eingeredet, ich hätte die Nase voll, ich sei's mir schuldig und dergleichen schöne Sprüche mehr.«

»Und heute?«

»Und heute sag ich: nichts als Angeberei!«

»Aber denk doch an das, was du mir gesagt hast. Du hast gesagt...«

»Ebendaran denke ich. Wenn ich wenigstens sicher wäre, daß der Teufel, der mich geritten hat, Valerie heißt. Lieben wir uns denn? Liebst du mich, liebe ich dich? Du hast mir gefallen, du gefällst mir immer noch. Ich wollte mit dir schlafen. Will ich immer noch. Aber reicht das aus, um Heldentaten zu begehen, um seinen eigenen Untergang zu inszenieren? Die Antwort, fürchte ich, ist sehr banal: Ich bin ein Idiot! Aber die Einsicht kommt zu spät.«

Es fiel ihm nicht schwer, ihre Gedanken zu lesen: Sie wußte nicht, was sie erwidern sollte. Am liebsten wäre sie jetzt mit ihm ins Bett gegangen. Wenn er nur wollte. Er aber war mit seinen Gedanken weit weg. Er sah sie nicht einmal an, als er, wie zu sich selbst, sagte: »Ich bin eben nicht Wolfer.«

»Siegfried Wolfer?« Sie schien froh, etwas sagen zu können, etwas Neutrales, um ihn abzulenken. »Erzähl!«

»Da gibt's nicht viel zu erzählen. War mir gerade so eingefallen. Der konnte sich hinreißen lassen...«

»Von Frauen?«

»Hartmann, zum Beispiel, du weißt, unsere Roboter-Sparte, hätte Wolfer nie gekauft, wäre ihm nicht am Morgen der Entscheidung ein aufregendes Mädchen über den Weg gelaufen.«

»Toll! Gefällt mir! Und im Gegensatz zu dir hatte Wolfer nichts zu bereuen. Stimmt's? Dabei fällt mir etwas ein, eine Frage – nicht wichtig. Später vielleicht. Aber dieser Wolfer!«

»Hätte dir gefallen. Das wolltest du doch sagen.«

»Wollte ich, ja. Toller Mann! Sag mal, was ich dich schon lange fragen wollte: Bist du eigentlich sicher, den richtigen Beruf gewählt zu haben? Ein Unternehmer, der muß doch etwas Zupackendes haben, etwas Raubtierhaftes, stelle ich mir vor, mit der Lust, Beute zu machen, ohne lange zu fragen. Hartmann – oder dieses Mädchen...«

»Deine Phantasie, Valerie – «

»Geht mit mir durch? Vielleicht. Aber ich glaube, die meisten Mädchen – «

» – träumen mal davon. Meinst du das?«

»Jedenfalls wäre ich diesem Wolfer gern begegnet. Und als ich dir zum ersten Mal begegnet war, da dachte ich – «

» – ich wär so eine Art Wolfer?«

»Mindestens so eine Art Raubtier.«

»Weder das eine noch das andere. Pech für dich! Aber ich bin mit Leidenschaft Unternehmer gewesen. Mein Pech war nur, mein Vorbild war eine Nummer zu groß für mich. Dabei war ich besser ausgebildet, wußte auch mehr. Was mein Vorbild groß machte, unerreichbar für mich, war etwas, was sich nicht abgucken, nicht lernen läßt. Man mag so ein Vorbild noch so gut nachahmen, am Ende bleibt man nur eine schlechte Kopie. Aber immerhin, Valerie, läßt es sich auch als Kopie gut leben, mit dem Licht des Stärkeren, das man zwar nicht selbst ausstrahlt, aber so naturgetreu reflektiert, daß es kaum auffällt.«

»Noch was, hätte ich fast vergessen. Ist nicht wichtig. Sagt dir der Name Treuer was, Paul Treuer?«

»Nein, warum?«

»Soll sehr reich sein.«

»Na und?«

»Ein Bekannter meiner Freundin. Hat mich gestern angesprochen. Dachte wohl, ich könnte ihm weiterhelfen. Etwas einfältig, zugegeben. Er will dich sprechen, Kurt, vertraulich, so bald wie möglich. Schien sehr wichtig zu sein.«

»Warum ruft er mich nicht einfach an?«

»Wegen der Vertraulichkeit, hat er gesagt.«

»Und deshalb spricht er ausgerechnet dich an? Entschuldige, Valerie, aber das ist doch ziemlich ungewöhnlich. Weiß er etwas? Über uns, meine ich?«

»Natürlich nicht.«

»Seltsam, sehr seltsam.«

»Ich glaube, er ist ziemlich großkotzig, aber harmlos. Als ich gesagt hab, ich würde darüber – nachdenken, wie man so was eben sagt, wenn man jemand loswerden will, hat er mir zehntausend Mark versprochen, falls ich es hinkrieg, daß das Gespräch mit dir innerhalb einer Woche zustande kommt.«

»Ein Grund mehr, ihn nicht zu treffen. – Zehntausend Mark nur dafür, daß – sag mal, was will der Mann von dir? Daß du dich an mich ranmachst, mit mir ins Bett gehst, vielleicht, um mich rumzukriegen, mich auszuhorchen?«

»Hätte ich dir das dann erzählt?«

»Kaum, verzeih, aber – also vergessen wir es.«

»Du willst also wirklich nicht?«

»Warum fragst du noch?«

»Zehntausend Mark, Kurt! Sind für mich verdammt viel Geld. Und wofür schon? Du könntest ihn treffen und nein sagen. Zehn Minuten! Erledigt!«

»Zehntausend Mark! Wenn es eine Falle ist, hat er verdammt viel Speck reingelegt.«

»Ich glaub, er ist ein bißchen verrückt. Vielleicht hat ihn das viele Geld verblödet. Aber wenn es dir lieber ist, geh ich mit dir. Du traust mir doch, Kurt?«

»Ich trau dir, Valerie. Auch wenn du vielleicht denkst, mich hätten meine Hormone verblödet. Immerhin besser als mein Geld. Also, dir zuliebe, Valerie: wie stellst du dir das vor?«

»Laß ihn zu dir kommen! Ganz einfach.«

»Keine gute Idee. Eine routinierte Verschwörerin bist du jedenfalls nicht. Beruhigend! Wo hast du ihn getroffen?«

»In einer Ecke der Bar vom ›Bayerischen Hof‹.«

»Meinetwegen also: du triffst dich mit ihm an derselben Stelle, morgen um 15 Uhr. Eine ziemlich tote, schläfrige Zeit. Er soll aber deine Zehntausend mitbringen! Ich komme zehn Minuten später ›zufällig‹ dazu. Du stellst uns vor. Ich setz mich für einen Augenblick. Das Weitere findet sich. Klar?«

»Danke, Kurt!« Sie sprang mit einem Satz von ihrem Sessel auf seinen Schoß. Er hielt einfach still. Als sie aufgehört hatte, ihn zu küssen, flüsterte sie: »Ich glaube, er ist ein Arschloch. Aber es ist wirklich verdammt viel Geld für mich.«

Der Mann erhob sich, verbeugte sich aus dieser Bewegung heraus mit einer zeremoniellen Pose: »Treuer, Paul Treuer. Komischer Name, ich weiß.« Er wartete einen Augenblick, dann sagte er: »Ich bin angenehm überrascht.«

»Wovon?«

»Daß Sie nicht geantwortet haben: – als – ? Treuer als – ? Viele sagen das, erwarten, daß ich lache und die übliche Antwort gebe: – als Gold. – Das hätten wir also. Vielen Dank, Herr Dr. Anderland, daß Sie mir Gelegenheit geben... Ich weiß, Sie haben wenig Zeit. Deshalb gleich ›in medias res‹, wie man bei uns in Niederbayern sagt.«

Er blickte Anderland an. Als der nicht lachte, fuhr er fort: »Ich hab gehört, die Wolfer AG soll – wie soll ich es nennen? – entflochten, sagte man früher, ja, entflochten werden. Man will die operativen Sparten verkaufen, sagt man. Sie brauchen nicht zu antworten. Schweigepflicht! Versteh ich doch! Nun, meine Quellen sind zuverlässig. Man hat eben so seine Freunde. Und da hab ich gedacht, ehe andere auf den Trichter kommen, Sie verstehen – es gibt da ein Geschäft, Hartmann – kennen Sie Dr. Beurle, Herr Dr. Anderland?«

Während er sprach, hatte der Mann ihn unentwegt angesehen, hoffte wohl auf ein Zeichen, eine Bewegung, Neugier, Interesse. Anderland war erfahren genug, seine Züge beherrschen zu können. Bisher amüsierte ihn der Mann nur, seine aufgeblasene Art zu sprechen. Sie saßen einander gegenüber auf niedrigen Sesseln, ein rundes Bartischchen zwischen sich. Valerie saß an der Seite, verlegen lächelnd, blickte abwechselnd von einem zum anderen, als sähe sie

einem Tennismatch zu. Sie hatte die Herren vorgestellt, wie mit Anderland verabredet. Die Rolle war ihr peinlich gewesen. Anderland dachte an ihre zehntausend Mark. »Verdammt viel Geld für mich, Kurt!«

Er hatte den angebotenen Drink abgelehnt, trank einen Espresso.

»Den Leiter der Forschung und Entwicklung? Natürlich kenn ich ihn. Warum fragen Sie?«

»Ein Genie sag ich Ihnen! Was der alles auf der Pfanne hat! Ich wollte Ihnen vorschlagen, daß wir uns möglichst bald einmal zu dritt unterhalten, Beurle, Sie und ich. Daraus könnte was werden, etwas ganz Großes, sage ich Ihnen. Das müßte Sie interessieren, denn wenn Wolfer verschwindet, wären Sie doch frei. Sehe ich das richtig? Sie brauchen nicht zu antworten. Noch nicht. Versteh ich doch! Aber ein Gespräch zu dritt – was meinen Sie?«

»Ich meine gar nichts, solange ich nicht weiß, worauf Sie hinauswollen.«

»Na gut, ich will die Katze noch ein Stück aus dem Sack lassen: ich denke an so eine Art von Management-Buyout durch Sie und Beurle.«

»Und Ihre Rolle?«

»Wäre die des Geldgebers, des Investors. Sie könnten den Vorstandsvorsitz übernehmen, wenn Sie wollen, Beurle den Posten des technischen Vorstands. Ich würde im Hintergrund bleiben, würde Sie beide natürlich beteiligen, mit, sagen wir, zehn Prozent. Wie klingt das? Ich bin jetzt ein bißchen vorgeprescht, um Ihnen den Mund wäßrig zu machen. Ich erwarte zu dieser Vision jetzt keine Antwort. Nur reden sollten wir bald miteinander, Sie, Beurle und ich, und möglichst vor Ort, im Betrieb. Was meinen Sie?«

Anderland zögerte, sagte dann: »Sie würden erhebliche Mittel brauchen.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen.«

»Sagen Sie, Herr Treuer, wie sind Sie mit Beurle in Kontakt gekommen?«

»Ehrlich gesagt: Die Idee stammt von ihm. Auf der Suche nach Kapital ist er auf mich gestoßen. Er hat eben auch seine Freunde.«

Anderland zögerte noch immer. Er traute der Sache nicht. Auf der anderen Seite – was schadete es, zuzuhören. Vielleicht lernte er Beurle auf diese Weise besser kennen.

»Und wann dachten Sie?«

»Nächste Woche, wenn es Ihnen möglich ist.«

»Sagen wir: Mittwoch um 15 Uhr, in Beurles Büro.«

Als er aufstand, nickte Anderland Valerie zu:

»Hat er – ?«

Sie griff in ihre Handtasche, zog etwas hervor, gerade so weit, daß er den oberen Rand eines Kuverts erkennen konnte.

»Er hat!« lachte Treuer. »Ich hab ganz gute Ohren.«

»Gut zu wissen!«

»Bleiben Sie noch!« hörte Anderland Treuer sagen, als er sich schon abgewandt hatte.

Am Ausgang drehte er sich noch einmal um. Sie sahen ihm nicht mehr nach. Treuer hatte sich weit vorgebeugt, Valerie zu. Anderland hörte sie lachen. Ihre Knie reflektierten das Licht des Kronleuchters.

Das Haus wirkte unbewohnt. In der Garderobe hing kein Mantel. Die Wände der Diele standen in ihrer Leere erstarrt, schienen nichts zu erwarten. Nur in der Küche zeigte ein fast schon verwehter Duft nach Putzmitteln und Kaffee an, daß seine Wirtschafterin das Haus verlassen hatte, pünktlich um zwei Uhr, wie jeden Tag. Anderland war stehengeblieben, horchte. Kein Geräusch, kein Summen elektrischer Geräte, kein tropfender Wasserhahn. Das Wohnzimmer dehnte sich vor ihm in öder Sauberkeit bis zu den blanken Scheiben der Terrassentüren. Keine Zeitung, kein halb geleertes Glas. Auf dem Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer wartete keine angefangene Arbeit. Im Bücherregal standen die Buchrücken bis zur Zimmerdecke, alphabetisch geordnet, unverrückt, seit zwanzig Jahren. Im Eßzimmer wartete der längliche Eßtisch mit den zwölf peinlich ausgerichteten Bauhausstühlen das Vergehen der Tage ab. Museal, dachte er. Hier wohnt niemand mehr.

Er stieg die Treppe hinauf, warf sich, so wie er war, auf sein viel zu breites Bett. Das hatte er noch nie gemacht. Ohne die Schuhe auszuziehen. Später, in drei Stunden etwa, würde er Valerie anrufen. Um ihr was zu sagen?

Er schloß die Augen, aber er war nicht müde. Was sollte er tun? Lesen? Oder Spaziergehen? Warum nicht Spaziergehen, an Wolfers Haus vorbei! Ein paar Straßen weiter wohnte Maria. Das Wetter war schön. Sie hielt sich manchmal auf ihrer Terrasse auf. Er könnte ihr zuwinken. Dahinter lag der Wald.

Das Läutwerk des Telefons auf seinem Nachttisch war sehr leise gestellt. Anderland hätte es fast überhört.

»Kurt?«

»Walter!« Er fuhr aus seinem Bett hoch, als wäre Walter zur Schlafzimmertür hereingekommen, Walter Breitfuß, langjähriger Finanzvorstand bei Wolfer. Anderland hatte ihn geholt, noch zu Siegfried Wolfers Lebzeiten. Alter, vertrauter Studienfreund. Gab es noch einen Mann, den er duzte? Ihm fiel keiner ein.

»Ich muß dich sprechen, Kurt.«

»Gerne!«

»Geht es gleich?«

»Kein Problem.«

»Okay, in bin in zwanzig Minuten bei dir.«

Anderland ging ins Bad, wusch sich das Gesicht, putzte sich die Zähne. Er lief die Treppe hinunter, als gäbe es etwas vorzubereiten. Sollte er Kaffee kochen? Er ging in die Küche, setzte Wasser auf. Konnte nicht schaden. Er blickte sich im Wohnzimmer um, stellte Tassen auf den Couchtisch der dem Garten zugewandten Sitzecke, und Gläser, Wassergläser, Weingläser. Er öffnete die Tür zur Diele, horchte. Man hörte, wenn ein Auto auf dem Kiesweg vor der Haustür vorfuhr. Er kehrte in die Küche zurück, goß den Kaffee auf. Als es läutete, stand er neben der Haustür.

Sie begrüßten sich, indem sie sich an den Oberarmen faßten. So blieben sie ein paar Sekunden stehen, sahen einander in die Augen, als hätten sie sich lange nicht gesehen.

»Ich wollte, daß du es von mir erfährst«, begann Walter das Gespräch, nachdem sie sich gesetzt hatten.

»Kann es mir denken, Walter.«

»Scharfer hat mich angerufen, um mir anzubieten, dein Nachfolger zu werden. Ich fiel aus allen Wolken, Kurt. Das

kann doch nicht wahr sein! Du hast das Handtuch geworfen, so mir nichts, dir nichts?«

»So mir nichts, dir nichts. Stimmt, Walter.«

»Und warum, verdammt noch mal? Hättest mir schon vorher ein Tönchen sagen können, findest du nicht? Deinem alten Freund!«

»Meinem einzigen Freund, Walter. Stimmt auch. Entschuldige, Walter. Es ist – so plötzlich über mich gekommen, hab's nicht mehr ausgehalten. Die Zerschlagung von Wolfer – und nichts, was man dagegen machen kann. Da ist bei mir 'ne Sicherung durchgebrannt, Walter. Und dann ist alles ganz schnell gegangen. Von heute auf morgen. Verstehst du?«

»Versteh ich, klar. Das kotzt uns doch alle an. Aber nun sag mir, was, um Himmels willen, soll ich tun?«

»Du hast noch nicht zugesagt?«

»Hab mir Bedenkzeit erbeten. Wollte erst mit dir reden.«

»Fällt mir schwer, dir zu raten, Walter, da ich doch selbst... Im Interesse von Wolfer muß ich sagen: Mach es, wenn du es über dich bringen kannst! Einer muß durchhalten, bis zum bitteren Ende. Du wirst sagen: Du hast gut reden! Ich hab vielleicht einen Fehler gemacht. Hab schon ein schlechtes Gewissen. Ein bißchen wie Fahnenflucht, verstehst du? Aber nun ist es zu spät. – Mach's, Walter! Ich bitte dich. Ist ja auch eine Chance für dich.«

»Was du nicht mehr haben wolltest, soll ich aufsammeln? Großartige Chance! Das Geld, wenn du das meinst, brauch ich nicht!«

»Entschuldige, Walter! Das war nicht sehr fein. Aber – mach's trotzdem! Tu's für mich, bitte! Und die Leute – die haben's nicht verdient – ich weiß, was du sagen willst. Ich sagte schon: Es tut mir leid. Sie werden mit dem Finger auf mich zeigen! Und sie haben recht!«

Sie schwiegen lange, sahen sich nicht an dabei. Dann stand Walter langsam auf, trat an die Terrassentür, blickte hinaus.

»Ein Eichhörnchen!« sagte er. Und dann: »Hast du vielleicht einen Cognac für mich?«

Ohne zu antworten, war Anderland aufgesprungen, war zu einer Anrichte gegangen, hantierte dort herum, um mit zwei halb gefüllten bauchigen Gläsern zurückzukehren. Walter nahm ein Glas, sah es an.

»Ordentliche Portion!« lachte er. »Prost!«

Sie stießen an, tranken, dabei beobachtete Anderland Walter, hörte erst auf zu trinken, als dieser sein Glas absetzte. Walter holte tief Luft, blickte wieder in den Garten, sagte, mit dem Mund so dicht vor der Glasscheibe, daß diese beschlug:

»Okay, Kurt, ich mach's!«

»Danke, Walter. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Es gibt niemand mehr, dem ich es zugetraut hätte. Du weißt, was ich meine. Wollen wir uns wieder setzen? Du mußt doch noch nicht gehen. Scharfer kann warten.«

»Natürlich, reden wir noch ein bißchen von etwas Erfreulicherem. Was gibt's denn sonst Neues? Neue Freundin?« lachte er. Und als er Anderlands Zögern zu bemerken glaubte, sagte er: »Getroffen?«

»Weiß ich noch nicht. Kann sein, kann auch nicht sein.«

»Wo ist das Problem?«

»Verdammt jung für mich.«

Walter pfiff durch die Zähne: »Verstehe! Na, viel Glück!«

»Aber«, plötzlich war Anderland dieser Gedanke gekommen. Fragen schadete nichts.

»Aber was – mußt du etwa heiraten?« lachte Walter.

»Vielleicht hätte ich nichts dagegen – nein, Spaß beiseite, mir ist gerade etwas eingefallen. Ich könnte daran interessiert sein, im Wege eines Management-Buyout vielleicht, Hartmann von

Wolfer zu übernehmen. Wenn du die Firma sowieso verkaufen mußt...«

»Tolle Idee!«

»Darüber müßte ich dann wohl mit dem neuen Vorsitzenden des Vorstands verhandeln.«

»Eine Pointe, wie im Theater! Und das ist dir eben eingefallen?«

»Eben!«

»Dein Kopf ist noch der alte! Klar können wir darüber reden. Ich lasse es doch lieber dir als irgend jemand, der den Laden einfach verschluckt. Es muß natürlich alles – «

» – mit rechten Dingen zugehen. Selbstverständlich. Ich werd dich nicht in Verlegenheit bringen. Ich müßte das auch für mich noch prüfen. Müßte über die Finanzierung nachdenken. Aber grundsätzlich – wär ich nicht abgeneigt.«

»Möchtest du eine Option haben? Damit dir während deiner Prüfungen niemand zuvorkommt? Wieviel Zeit brauchtest du?«

»Sagen wir: drei Wochen?«

»Sagen wir lieber: vier! In der Zeit werden wir uns Gedanken über unsere Preisvorstellungen machen.«

»Und dann werden wir beide hart verhandeln!« lachte Anderland.

»Ich freu mich darauf!«

»Du willst zu mir kommen?«

»Wenn's geht.«

»Dann muß ich aufräumen.«

»Nicht nötig. Unaufgeräumt gefällst du mir bestimmt noch besser.«

»Der denkt, für Geld könne man alles haben.«

»Hat er dir ein Angebot gemacht?«

»Natürlich. Der kann gar nicht anders. Ich hab nur gelacht.«

»Und er?«

»Hat prompt sein Angebot verdoppelt. Und dann hat er mich gefragt, ob ich ein Verhältnis mit dir hätte. Das würd ihn nicht stören, hat er gesagt.«

»Ekelhaft!«

»Er hat noch gesagt, ich soll mitkommen zu Hartmann am nächsten Mittwoch.«

»Kommt nicht in Frage!«

»Warum nicht?«

»Der wird nicht aufgeben, wird sein Angebot immer weiter erhöhen, bis – «

»Bis, was? – Eifersüchtig?«

»Und wie!«

»Aber du liebst mich doch nicht. Hast du gesagt.«

»Seit wann setzt Eifersucht Liebe voraus? Ich weiß nur eines: Wenn dieser Treuer ernsthaft versuchen sollte, mit dir ins Bett zu gehen – «

»Du bist herrlich, Kurt! So hab ich dich noch nie gesehen!
Was dann also – ? Jetzt will ich's wissen!«

»Erwürgen würd ich ihn!«

»Der ist ziemlich kräftig, Kurt.«

»Dann erschieß ich ihn eben oder vergifte ihn. Irgendwas wird mir schon einfallen.«

»Und wenn er dich erschießt? Vielleicht ist er auch eifersüchtig. Oder er bietet dir Geld?«

»Für dich?«

»Könnte doch sein.«

»Ein neuer Aspekt. Wieviel müßte er denn bieten?«

»Wie wär's mit – einer Million?«

»Das würde nicht ganz reichen.«

»Warum ziehst du dein Jackett nicht aus«, fragte sie, »und deine Krawatte?«

»Gute Idee!« Er stand auf, ging in Valeries Wohnung herum.

»Bewunderst du meine Unordnung?«

»Hier würd ich gern wohnen«, sagte er.

»Machst du Witze?«

»Nein, wirklich.«

»Du kannst bleiben, wenn du willst.«

»Wie lange?«

»Bis morgen früh, wenn du willst.«

»Ich hatte eigentlich gehofft, du würdest zehn Jahre sagen.«

»Was vielleicht auf das gleiche hinauslief. Mein Bett, fürchte ich, wird zu unbequem sein für dich und mich.«

Er hatte wenig geschlafen, versuchte leise die Glieder zu strecken, aufzustehen. Er zog sich an, öffnete die Wohnungstür, blickte zurück, sah nur ihre Haare über der Bettdecke. Sie rührte sich nicht.

Bestimmt würde Treuer sie mitbringen. Was sollte er sagen? Nichts, vermutlich. Aber wenigstens sollte es teuer werden für Treuer. Er würde ihn bluten lassen. Wahrscheinlich würde der es gar nicht merken.

Zu Hause hob er den Telefonhörer ab, wählte Valeries Nummer.

»Ich wollte dich nicht wecken. Danke für den Abend.«

Mehr sagte er nicht.

»Treuer? Paul Treuer? Kennen wir gut. Was wollen Sie wissen? Die übliche Kreditauskunft lautet: gut für jeden Betrag.«

Dr. Beck, seit über zwanzig Jahren Vorstand der Hausbank von Wolfer, der ältesten Bankverbindung der Wolfers – Siegfried Wolfer war bis zu seinem Tode in deren Aufsichtsrat gewesen, als Nachfolger seines Vaters –, Dr. Beck hielt ihm sein breites Gesicht entgegen, ganz Wohlwollen, ganz Vertrauen. Anderland blickte sich um. In zwanzig Jahren hatte sich hier nichts verändert. Nicht einmal der etwas staubige Geruch nach Papier und kaltem Pfeifenrauch. Wann mochte Beck wohl das letzte Mal die Bilder an den Wänden angesehen haben, die englischen Pferdestiche? Wenn man ihn aufforderte, einen zu beschreiben, er würde in Verlegenheit geraten. Oder wenn man ihn fragte, welche Bücher in dem Regal hinter seinem Rücken stünden. Alte Ledereinbände. Nicht einmal die Möbel, wahrscheinlich schon von seinem Vorgänger übernommen, würde er wohl beschreiben können. Dunkles Eichenholz, würde er vermutlich sagen. Und immer die gleichen Anzüge: dunkelblau, mit Weste. Und seit zwanzig Jahren das gleiche joviale Lächeln.

Er weiß es noch nicht, dachte Anderland. Morgen wird er es wissen, und er wird sich überlegen, ob sein Lächeln passend gewesen ist oder ob er besser – gegenüber einem zurückgetretenen Vorstandsvorsitzenden wäre etwas mehr Zurückhaltung – so ähnlich...

Er hatte Beck angerufen: eine vertrauliche Auskunft – nicht am Telefon – ja, dringend... Ob er sofort kommen wollte, für

ihn mache Beck sich natürlich frei – nur eine interne Besprechung – er würde sie kurz unterbrechen – nein, es mache ihm bestimmt nichts aus...

Er weiß es noch nicht, hatte Anderland gedacht. »Ich komme sofort. In einer halben Stunde etwa.«

»Ich würde gern soviel wie möglich wissen: Persönlichkeit, Herkunft, Charakter, falls Sie dazu etwas sagen können, Vertrauenswürdigkeit. Was hat dieser Treuer bisher gemacht? Ist mir noch nicht aufgefallen.«

»Kann ich mir denken. Der bewegt sich in anderen Kreisen, etwas glitzernden Kreisen, Film, Mode, Sport-Sponsoring, na, Sie wissen schon, nichts dagegen zu sagen. In Magazinen taucht er manchmal auf, jovial, großzügig, kein Kind von Traurigkeit, nicht in der ersten Reihe, aber gleich dahinter. Im Geschäftlichen ist uns nichts Nachteiliges bekannt.«

»Sympathisch?«

»Sympathisch? Wie man es nimmt. Weder sympathisch noch unsympathisch. Ob er Ihnen gefallen würde, Herr Anderland – aber ist das für Sie von Bedeutung?«

»Für eine mögliche geschäftliche – sagen wir: Partnerschaft vielleicht nicht unwichtig.«

»Das müssen Sie wissen.«

»Hat er Familie?«

»Nicht daß ich wüßte. Die Ehe der Eltern wurde Anfang der sechziger Jahre geschieden. Da war Paul Treuer, Jahrgang 1950, also gerade 11 oder 12 Jahre alt. Mag sein, daß das – ich bin kein Psychologe, Herr Anderland.«

»Und der Vater? Woher stammt das viele Geld?«

»Der Vater stammte aus dem Sudetenland, aus Eger, soweit ich mich erinnere, alteingesessene Juweliersfamilie. Aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft 1946 entlassen. Dann,

zweiundzwanzigjährig, nach München. Ein geborener Händler, stand bald mit beiden Füßen auf dem ›schwarzen Markt‹. Wir, Sie und ich, kennen das ja nur noch vom Hörensagen. Es waren die Jahre, in denen einstmals wohlhabende Damen davon lebten, ihren Schmuck zu verkaufen. Das war Treuers, des Vaters, Feld. Er muß es verstanden haben, das Vertrauen einiger dieser Damen zu gewinnen und deren Schmuckverkäufe diskret zu vermitteln. Das sprach sich in den Kreisen herum. Und so muß er, als die Währungsreform 1948 kam, von diesem Geschäft in München bereits einen beachtlichen Anteil gehabt haben und ausreichende Mittel und Kenntnisse, um nun einen seriösen Diamantenhandel aufzubauen. Innerhalb weniger Jahre wurde er, für damalige Verhältnisse, ein wohlhabender Mann. Und als er 1971 starb, hinterließ er seinem einzigen Sohn, Paul, ein erhebliches Vermögen. Paul war gerade volljährig geworden. Er hatte, nach dem Abschluß der Mittleren Reife, eine Banklehre in unserem Hause absolviert.«

»Ah, deshalb sind Sie so gut informiert«, sagte Anderland.

»Ja, Treuer senior war von Anfang an unser Kunde, ein sehr guter, wie ich betonen möchte. Und als der Vater seinen Sohn zu uns in die Lehre schickte, war ich gewissermaßen dessen Mentor. Ich hab mich um ihn ein bißchen gekümmert. Das erwarteten die Bank und der Vater. Das hat mir damals Spaß gemacht, und deshalb hab ich mich, mehr als üblich, mit dem persönlichen und familiären Hintergrund beschäftigt. Und nach und nach bin ich für Paul zu einer Art Beichtvater geworden. Er war sehr offen damals, zutraulich, möchte ich sagen, und mitteilbar. Ich brauchte ihn nur durch kleine Fragen hier und da zu ermuntern und zuzuhören. Ich habe keinen Sohn, Sie verstehen, Herr Anderland.«

»Dann sind Sie noch in enger Verbindung?«

»Geschäftlich ja, persönlich hat sich das gelockert. Macht vielleicht der Altersunterschied. Wenn wir uns begegnen, sind wir nett zueinander. Von ihm persönlich, seinem Privatleben, weiß ich nicht mehr viel. Vermutlich wird es ihm ähnlich gehen wie den meisten von uns: viele gute Bekannte, aber keinen Freund.«

»Vermutlich.«

»Habe ich Ihre Neugier befriedigt, Herr Anderland?«

»Vielen Dank, Herr Beck. Sie waren sehr liebenswürdig. Stammt also alles Geld vom Vater?«

»Ach so, ja, ich habe fast das Wichtigste vergessen. Paul hat das ererbte Geschäft über zwanzig Jahre lang als Einzelkaufmann weitergeführt, unauffällig, nicht spektakulär, aber durchaus erfolgreich. Als aber dann der ›Neue Markt‹ zu erblühen begann, hat er sein Unternehmen, mit unserer Hilfe natürlich, an die Börse gebracht. Die Zahlen rechtfertigten diesen Schritt. Der Erfolg war spektakulär. Innerhalb von sechs Monaten hatte sich der Börsenkurs vervielfacht. Und Paul hatte Glück. Fast auf dem Höhepunkt stieg er aus. Er verkaufte seine Anteile an eine internationale Handelskette. Seitdem verwaltet er sein Vermögen und genießt das Leben. Aber irgendwann, Herr Anderland, ich bin ganz sicher, wird er etwas Neues anfangen. Er hat viel zuviel Spaß am Geldverdienen, vielleicht auch am Spiel, um sich mit dem Kuponschneiden zu begnügen.«

Anderland hatte vergessen, wie schön es hier war.

Die Fabrik lag verdeckt hinter einem Park mit hohen alten Bäumen, am Rande des Schwarzwaldes. Im Park lag die in dem ländlichen Stil der Gegend um 1910 gebaute Villa der Familie Hartmann. Sie war damals mit Park und Fabrik an Wolfer verkauft worden. Professor Hartmann hatte sich nach dem Verkauf mit seiner Familie ins Tessin zurückgezogen. Wolfer hatte ihn ein paarmal eingeladen. Hartmann hatte stets abgelehnt: er wolle nicht mehr wiederkommen. Siegfried Wolfer hatte das verstanden. Er hatte Hartmann im Tessin besucht, hatte ihm auch von Zeit zu Zeit geschrieben, ihm von den Fortschritten in der Fabrik berichtet. Damals – Anderlands Gedanken brachen ab. Er war angekommen. Der Wagen war um den Park herumgefahren, hielt vor dem erst zu Wolfers Zeiten errichteten flachen Verwaltungsgebäude. In den ersten Jahren hatte die Hartmann-Villa noch als Verwaltung gedient. Sie entsprach aber bald nicht mehr modernen Anforderungen. Heute brauchte man sie nur noch als Kasino und Gästehaus.

Er wurde erwartet. Sie standen vor dem Haupteingang, ordentlich aufgereiht: Professor Dr. Beurle, sein Kollege Dr. Hörgut, daneben Paul Treuer und – einen Schritt hinter Treuer – Valerie.

Er ging mit zwei langen Schritten auf Beurle zu, so als gäbe es nur ihn: »Herr Beurle! Ich freue mich!«

»Es ist uns eine Ehre, Herr Anderland!« Sie schüttelten sich lange die Hand. Und nun erst schien Anderland die anderen zu bemerken. Er ging zwischen Hörgut und Treuer hindurch auf Valerie zu, verbeugte sich leicht, als er ihr die Hand gab. Er

überhörte Treuers »Nanu, so förmlich!«, reichte erst Hörgut und zuletzt Treuer, ohne ein weiteres Wort, die Hand.

Sie gingen durch die Diele in ein Besprechungszimmer und nahmen an einem ovalen Tisch Platz. Treuer hatte sich in die Mitte der Fensterseite des Tisches gesetzt, auf den »Chefstuhl« gewissermaßen. Anderland blieb nur der Platz gegenüber, mit dem Blick ins Licht. Valerie hatte man neben Treuer plaziert. Beurle und Hörgut hatten sich an die beiden Schmalseiten des Tisches gesetzt. Hinter Beurle stand ein Projektor, an der Wand hing eine große Leinwand. Auf dem Tisch standen Thermoskannen, deutlich beschriftet mit Kaffee und Tee, daneben Flaschen mit Mineralwasser und Apfelsaft. An jedem Platz waren Tassen und kleine Teller mit Keksen gedeckt, davor je zwei Wassergläser.

Als Treuer sofort nach einer der Kaffeekannen griff, sich einschenkte, ohne der neben ihm sitzenden Valerie Kaffee anzubieten, öffnete auch Anderland die ihm am nächsten stehende Kanne, erhob sich leicht, so daß er über den Tisch reichen konnte, sagte zu Valerie: »Darf ich?« Und als sie lächelte, nickte, »ja, gerne!« geantwortet hatte, schenkte er ihr und dann erst, noch immer halb erhoben, sich selber ein.

Treuer tat, als hätte er dieses Intermezzo nicht bemerkt. »Wollen wir anfangen?« wandte er sich an Beurle. Der lächelte, blickte Anderland an: »Wir freuen uns sehr über Ihren Besuch, Herr Anderland!« So als wäre der noch immer der Chef. Anderland verneigte sich leicht. »Mein letzter Besuch«, erwiderte er, »liegt einige Jahre zurück. Ich bedaure das sehr.«

»Vier Jahre genau. Wolfer, unsere Mutter«, Beurle lächelte noch immer, »hat sich ja in den letzten Jahren nur noch für die von uns abgelieferten Ergebnisse interessiert.«

»Das lag nicht so sehr an Wolfer, vielmehr an Wolfers Mutter, der Modern Technology in Frankfurt.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Herr Anderland. Uns war Ihr Desinteresse durchaus recht. So konnten wir ungestört arbeiten, neue Produkte entwickeln, Forschung betreiben. Wo wären wir heute, wenn man uns aus München oder Frankfurt dauernd reingeredet hätte?«

»Geht's jetzt endlich los?« brummte Treuer.

»Es ist schon losgegangen, Herr Treuer. Ich bin gerade dabei zu erklären, daß unser Unternehmen, mit dem, was Herr Anderland vor vier Jahren zum letzten Mal gesehen hatte, nicht mehr zu vergleichen ist. Wir haben seitdem unsere Produktpalette erweitert, unsere Fertigungen umgestellt und vor allem unsere Forschung so auf den Bedarf der Zukunft fokussiert, daß wir heute behaupten können, wir sind in einigen Bereichen dem weltweiten Wettbewerb voraus. Ich werde versuchen, Ihnen das in diesen zwei Tagen – Sie bleiben doch über Nacht? –, heute und morgen also, zu erläutern, wenn es Ihnen recht ist.«

»Bitte, sehr gern.« Anderland machte eine Handbewegung, als winke er Beurle zu.

»Von der Öffentlichkeit und von unserer Mutter unbemerkt, sind wir zu einem hochinteressanten Spezialitätenladen geworden. Wir bieten zwar noch immer unsere klassischen Produkte, die bekannten Hartmann-Industrie-Roboter an. Unser Brot- und Buttergeschäft. Es muß unsere Zukunftspläne finanzieren. Außerdem dient es zur Tarnung, um nicht vorzeitig auf unsere neue, unter dem Begriff ›Medizintechnik‹ hoffentlich bald marktreife Produktpalette aufmerksam zu machen. Wir bemühen uns derzeit um die erforderlichen Genehmigungen, Zulassungen etc. um erste Markteinführungen vorbereiten zu können. Das kann natürlich noch Monate dauern.«

Treuer brummte etwas. Ihn schien der Vortrag von Beurle zu langweilen.

»Worum geht es?« fuhr Beurle fort. »Am besten führe ich Sie jetzt auf einen Sprung in unsere Entwicklungsabteilung. Nur in die ›Vorhölle‹ sozusagen, damit Sie einen optischen Eindruck bekommen. Die eigentliche Entwicklung – na, Sie werden ja sehen. Später können Sie sich dann auch die anderen Räume ansehen, falls Interesse besteht. Wenn ich also bitten darf?«

Er führte sie auf den Flur hinaus, öffnete einen Schrankraum.

»Ich muß Sie bitten, sich zu verkleiden. Sie kennen das ja.«

Er reichte zuerst Anderland, dann den anderen einen weißen Kittel, weiße Stoffüberschuhe, eine weiße Mütze aus dünner Gaze. »Kommen Sie!« sagte er.

Sie gingen durch lange, fensterlose Gänge, an Glastüren vorbei, die den Blick auf Büros von unterschiedlicher Größe freigaben, vollgestellt mit elektronischem Gerät verschiedenster Art. Zwischen den Geräten einzelne Menschen in weißen Kitteln. Sie schienen alle von Bildschirmen gefangen zu sein. Der Widerschein rasch wechselnder Bilder zuckte auf ihren Gesichtern. Sie blickten nicht auf. Vor einer Metalltür blieb Beurle stehen, drückte drei verschiedene Zahlenkombinationen in ein Schloß. Die Tür öffnete sich von allein. An einer zweiten Tür hielt er sein Gesicht vor eine Kamera. Nach zwei Sekunden sprang die Tür auf. Kaltes, wie gefroren wirkendes Licht stach Anderland in die Augen. Er tappte einige Schritte weit unsicher in den sich vor ihm ausbreitenden Raum von der Größe eines Fußballfeldes hinein, dessen dumpfe, von schalldichten Wänden erzeugte Stille auf seine Trommelfelle schlug. Er mußte ein paarmal schlucken, ehe das Knacken in den Ohren ihn von dem Gefühl befreite, in einer riesigen sterilen Gruft eingemauert zu sein.

»Fällt Ihnen was auf?« Beurles Stimme drang wie durch eine Watteschicht an sein Ohr. »Diesen Raum halten wir unter stets gleichem leichtem Überdruck. Und hier sehen Sie«, Beurle war an eine Art langgestreckten Tisch getreten, den Anderland jetzt

erst wahrgenommen hatte. Die ganze Fläche dieses Tisches war von einer Glasglocke überdeckt, unter der sich mehrere weiße Felder befanden.

»Hier sehen Sie also –«, wiederholte Beurle.

»Ehrlich gesagt, ich sehe nichts – außer vielleicht etwas, das für mich – ohne Brille – aussieht wie Staub, in bestimmten Mustern über die weißen Quadrate verteilt.«

»Gut beobachtet. Nun schauen Sie einmal durch dieses Mikroskop! Was sehen Sie jetzt?«

»Kristalle vielleicht? Organismen oder...«

»Nanomaterialien!« lachte Beurle. »Und nun reden wir wohl besser im Sitzungssaal weiter.«

»Wollte Ihnen nur mal optisch vorführen«, nahm Beurle seinen Vortrag wieder auf, »wovon wir in unserer Nanotechnik reden: Forschungsprojekte von unterschiedlichen Reifegraden, die alle auf dem Prinzip der Miniaturierung der Mikrotechnologie, bis in den Nano-Bereich hinein, beruhen. Zum Verständnis: ein Nanometer ist der Millionste Teil eines Millimeters! Am weitesten fortgeschritten sind die Entwicklungen auf den Gebieten der Nanomaterialien, der Nanopartikel und Nanocomposit-Materialien.«

»Versteht kein Mensch!« sagte Treuer.

»Hier verfügen wir bereits über marktreife Produkte, mit denen Geld verdient wird.«

»Na also! Warum nicht gleich!« rief Treuer dazwischen. Beurle ließ sich nicht beirren:

»Hier begegnen wir deshalb auch international dem härtesten Wettbewerb, vor allem aus der chemischen Industrie. Nicht zuletzt deshalb reicht unser Ehrgeiz weiter. Ich will Sie nicht mit allen Zwischenphasen langweilen. Es wird Produkte für verschiedenste Anwendungen geben. Unsere große Hoffnung liegt in der Medizintechnik, angefangen von Nanocomposit-

Biomaterialien zum Beispiel für Gelenkprothesen, künstliche Blutbahnen, bis zu den kleinen Wunderwerken mit dem für manche furchterregenden Namen ›Nanoroboter‹.«

»Die übliche Fortschrittsfeindlichkeit!«

Treuer schien stolz auf diesen Einwurf zu sein. Beurle ging nicht darauf ein.

»Hier werden sich weite Anwendungsfelder eröffnen: das sogenannte ›Invivo-Imaging‹, Anwendungen für Diagnostik und Reparatur. Denken Sie an in den Körper eingeführte Heilmittel-Abgabe-Stellen, oder an die Verfeinerungen in der Mikrochirurgie etc. etc. Sie können sich die Roboter auch als kleine Prothesen vorstellen – «

»Etcetera, etcetera! Das genügt wohl!«

»Und der Zeitrahmen?« fragte Anderland.

»Mit Nanomaterialien sind wir im Markt: Composit-Biomaterialien folgen in Kürze. Eile ist geboten! Mit den Nanorobotern wird es noch dauern.«

»Wie lange? Monate?«

»Viele Monate.«

»So pessimistisch, Herr Beurle?« rief Treuer über den Tisch.

»So optimistisch!« erwiderte Beurle kühl.

»Aber Sie glauben daran?« fragte Anderland.

»Glauben?« lachte Treuer. »Der Glaube genügt uns nicht.«

»Unbedingt, Herr Anderland! An den Nanorobotern kommt künftig in der Medizintechnik niemand vorbei!«

»Künftig! Guter Ausdruck!« sagte Treuer. »Das muß als Angabe genügen. Und jetzt sollten wir zum Abendessen gehen!«

»Schon?«

Treuer schob den rechten Ärmel hoch, entblößte seine Rolex, hielt sie Anderland über den Tisch hin:

»18 Uhr 03! Zeit für den Aperitif!«

Die Wände des geräumigen Eßzimmers mit dunklem Holz getäfelt. Man hatte die »Hartmann-Villa« kaum verändert. Es war ein milder Abend gewesen. Sie waren zu Fuß durch den Park geschlendert, zu zweit oder zu dritt, in wechselnden Gruppierungen. Nach einiger Zeit tauchte Valerie neben Anderland auf.

»Was tust du eigentlich hier?« fragte er.

»Keine Ahnung. Treuer hat mich aufgefordert, hat gesagt, es ginge um eine große Chance für mich. Ihm hätte gefallen, wie ich es angestellt habe, dich zu dem Gespräch mit ihm zu überreden.«

Auf dem Tisch Kerzen in silbernen Barockleuchtern. Man hatte aufwendig gedeckt. An jedem Platz vier Silberbestecke, zwei große und ein kleiner Teller, vier verschiedene Gläser. Sie saßen in derselben Tischordnung wie zuvor in dem Besprechungszimmer, Valerie neben Treuer, Anderland ihm gegenüber, Beurle und Hörgut an den Schmalseiten.

»Was feiern wir eigentlich?« lachte Anderland, als Beurle zur Begrüßung das gefüllte Weißweinglas hob.

»Das werden Sie bald sehen!« kam Treuer Beurle zuvor. »Übrigens«, fuhr er fort, während er sein Glas abstellte, »ich habe versäumt zu erklären, warum ich Frau Gutmundson«, er nickte Valerie zu, »zu diesem Treffen mitgebracht habe. Sie ist eine talentierte Fachfrau – so nennt man das doch heute – für PR und Werbung. Ich könnte mir Frau Gutmundson gut auf dem Stuhl der PR-Chefin vorstellen. Und dafür, habe ich mir

gedacht, wäre es wichtig, wenn sie von Anfang an dabei wäre.«

Verdammt gekonnt! dachte sich Anderland. Keiner widersprach. Alles nickte beifällig, mit freundlich-höflichem Lächeln Valerie zugewandt.

Das Vorgericht, geräucherte Schwarzwald-Forelle, wurde aufgetragen.

»Ist das etwa nichts?« rief Treuer fröhlich und hob Anderland sein Glas entgegen.

Danach wurde die Suppe serviert, Fleischbrühe mit Maultaschen.

»Gut!« Treuer holte tief Luft, schob seinen Teller etwas von sich, wischte sich mit der gestärkten Damastserviette den Mund ab. Und während die Suppenteller abgeräumt wurden, fragte er im Plauderton über den Tisch hinweg: »Wo stammen Sie eigentlich her, Anderland?«

»Aus Brandenburg.«

»Dacht ich mir doch: ein Preuße!« lachte Treuer.

»Ein waschechter sogar, beide Eltern und alle vier Großeltern stammen aus der Mark. Aufgewachsen bin ich allerdings in Dortmund. Mein Vater ist als Reserveoffizier 1943 in Rußland gefallen.« Anderland bemerkte Valeries überraschten Blick. »Meine Mutter heiratete 1946 einen Ingenieur. Er zog mit uns nach Dortmund, wo er zuletzt Werksleiter bei Hoesch war.«

»Meine Familie stammt aus dem Egerland«, erwiderte Treuer. »Mein Großvater hatte in Eger ein Juweliergeschäft. Die Tradition hat sich fortgesetzt. Nach dem Kriege im Diamantenhandel, über meinen Vater bis zu mir. Auch schon wieder ein paar Jahre her. Aber sagen Sie, Anderland, da wir gerade bei Familiengeschichten sind, was ich schon immer mal fragen wollte: Wo kommen eigentlich die Wolfers her?«

»Das ist eine ziemlich lange Geschichte. Ich fürchte, ich würde damit langweilen – vor allem die Dame...«

»Bestimmt nicht!« dröhnte Treuer fröhlich.

»Nicht?« wandte Anderland sich an Valerie. Sie lächelte, schüttelte den Kopf.

»Meinetwegen. Auf Ihre Verantwortung. Ich werde versuchen, Ihnen eine Kurzfassung zu geben. Die Wolfers stammen aus Hessen, Thüringen, Anhalt. Handwerker und Kleingewerbetreibende. Einer hatte es bereits Anfang des 19. Jahrhunderts zu Wohlstand gebracht. Er betrieb eine Apotheke in Offenbach. Er muß schon eine Menge von Chemie verstanden haben, denn in weitem Umkreis stand er in dem Ruf, seine Arzneien durch geschickte Mischungen den individuellen Bedürfnissen der Patienten anzupassen. Er hinterließ zwei Söhne, die sich nicht sehr mochten. Nach dem Tode ihres Vaters muß der Streit offen ausgebrochen sein, um das Erbe vermutlich, vielleicht auch wegen eines Mädchens. Sicher ist, daß einer der beiden Brüder, der ältere, wenige Monate nach dem Tode des Vaters an einer Vergiftung verstarb. Ein Unfall, hieß es. Und wahrscheinlich war das auch so. Aber es gab Gerede. Und natürlich wurde dieses Gerede von Generation zu Generation mit immer neuen Ausschmückungen weitergetragen. Sei dem, wie es wolle, der überlebende Bruder übernahm die Apotheke allein und heiratete das Mädchen, um das beide Brüder geworben hatten, die Urgroßmutter von Siegfried Wolfer. Mit ihr hatte er drei Söhne, von denen zwei im Kindesalter starben. Der einzige Überlebende, Siegfrieds Großvater, Winfried Wolfer, geboren 1840, hatte das Geschäft nach dem frühen Tode seines Vaters schon mit fünfundzwanzig Jahren übernehmen müssen. Neben der Apotheke einen schwunghaften Handel mit Chemikalien, Arzneien, Verbandszeug und allerlei Gerät für Ärzte, Chirurgen, Feldschere und ähnliche Professionen. In seinen letzten Lebensjahren hatte er es erreicht, als Heereslieferant für

die preußische Armee akkreditiert zu werden. Dafür hatte er ein Kontor in Berlin eingerichtet.

Bedenken Sie, 1865, als dieser Großvater das Geschäft übernahm, lag Pulverdampf in der Luft! Er wußte die Chance zu nutzen. In aller Eile errichtete er eine Manufaktur für Verbandsstoffe aller Art und eine erste bescheidene Fabrik zur Herstellung der damals wichtigsten Grundheilmittel, die eine Armee im Krieg brauchen würde, wie Kampfer und dergleichen. Zugleich kaufte er die für seine Fertigung erforderlichen Grundstoffe in beachtlichen Mengen auf, ehe das große Schießen eröffnet wurde. Als es dann soweit war, 1866, vor allem aber 1870, stiegen, wie Sie sich vorstellen können, die Preise. Am Ende des Krieges, 1871, war Wolfer ein reicher Mann. Er kaufte ein Haus im Berliner Westen und zog in die neue Hauptstadt des Deutschen Reiches.«

Er sprach in der Sprache Wolfers. Der warme, dunkle Tonfall, die verhaltene Leidenschaft hatten sich auf Anderlands Stimme gelegt. Und diese Stimme bestimmte den Erzählfluß, wählte die Worte Wolfers, breitete dessen Sätze auf dem Tisch aus. Vermutlich sprach er zu lang. Es war ihm egal. Es tat gut, Treuer anzusehen oder auch Valerie und sich an Wolfer zu erinnern, zu spüren, wie die Erinnerungen begonnen hatten, mit den Gespenstern dieses Tages zu ringen, zu hoffen, sie würden sie überwältigen, ehe der Tag zu Ende wäre. Mochten sie sich langweilen, Treuer oder Beurle. Er sah, daß Valerie ihm zunickte. Und er nahm einen neuen Anlauf, sprach weiter in der Sprache Wolfers.

»Ich springe jetzt in das Jahr 1903, das Todesjahr von Siegfrieds Großvater. Der Vater von Siegfried, Wilfried Wolfer, damals einunddreißig Jahre alt, trat ein in jeder Hinsicht großes Erbe an. Zu den Wolferschen Interessen gehörten, neben dem noch immer blühenden Handel, nun schon mehrere Fabriken, eine Chemiefabrik in Königs

Wusterhausen mit angeschlossener Textilfabrik bei Spandau. Seine Begabung, sein ›Riecher‹ befähigten ihn, mit dem ihm zugefallenen Pfunde zu wuchern und zu einem der großen Unternehmer seiner Zeit zu werden. Früher als andere hatte er vorausgesehen, daß die europäischen Mächte, mit dem Deutschen Reich in der Mitte, in kriegerische Auseinandersetzungen hineintaumeln würden. Und so konzentrierte er sich darauf, aus seinen Erkenntnissen die für seine Industriegruppe notwendigen Konsequenzen zu ziehen. Er stellte die Fertigungen in seinen Fabriken um, legte die Schwerpunkte auf Produkte, die in einem Krieg gebraucht werden würden, und betrieb eine Vorratspolitik, die zwar seine Kreditlinien erheblich belastete, seine Fabriken aber auf lange Zeit von Materiallieferungen nahezu unabhängig machte.

So hat ihn der 2. August 1914 nicht überrascht. Die Produktion in seinen Fabriken lief den ganzen Krieg hindurch auf Hochtouren. Am Ende des Krieges hatte sich sein Vermögen vervielfacht. Als sich ihm nach dem Kriege die Gelegenheit bot, ein damals schon bedeutendes Unternehmen, einen Hersteller von Spezialchemieerzeugnissen, zu kaufen, griff er zu. Den Mut hätten in jener Zeit nur wenige gehabt. Und es gab, auch unter alten Freunden, den einen oder anderen, der mit heimlicher Schadenfreude Wolfers baldigen Untergang prophezeite. Ihm hat die Zeit geholfen, der der Weltwirtschaftskrise folgende allmähliche Aufschwung. Wichtiger aber war sein fast stur zu nennender Überlebenswille.

Im Laufe der Jahrzehnte ist aus dem Unternehmen der heutige Chemiekonzern geworden. Weil er im Rheinland liegt, hat er den zweiten Weltkrieg in seiner Substanz einigermaßen unbeschädigt überstanden. Die folgenden Demontagen machten ihm zu schaffen, erwiesen sich am Ende aber als Wettbewerbsvorteil auf dem Weltmarkt. Denn der

Wiederaufbau bescherte ihm die modernsten Produktionsanlagen, die es damals gab. Bis heute bildete der Chemiekonzern das Flaggschiff der Wolfer-Gruppe.

Das sollte wohl genügen. Die Geschichte der Wolfers ist spannend und farbig. Man könnte sie viel länger, aber kaum kürzer erzählen, fürchte ich.«

»Nichts mehr vom ›Wirtschaftswunder?‹«

»Ich mag das Wort nicht. Wolfer mochte es übrigens auch nicht.«

»Ich sag's ja«, lachte Treuer, »preußische Bescheidenheit!« Er trank sein Glas leer, inzwischen war man zum Rotwein, einem badischen Spätburgunder, übergegangen. »Das«, fuhr er fort, »erklärt manches. Aber damit werden wir auch noch fertig werden. In aller Freundschaft natürlich!«

»Sie meinen, ohne Königgrätz?«

»Was ist Königgrätz? Ein Schnaps?«

»Lesen Sie es im Lexikon nach, Herr Treuer!«

Beurle lachte laut. Valerie lächelte. Treuer griff nach seinem leeren Glas. War er rot geworden? Es sah nicht so aus.

»Hat wohl Zeit bis morgen«, sagte er.

Damit hatte Anderland nicht gerechnet. Er war kaum eingeschlafen, als das Schrillen des altmodischen Telefonapparates auf seinem Nachttisch ihn hochriß.

»Darf ich kommen?« Valeries Stimme.

»Jetzt?«

»Natürlich jetzt«, kicherte sie. »Du hast wohl schon geschlafen?«

»Ich mach dir auf.« Er stolperte aus dem Bett, stieß sich den Ellbogen am Fußende des Bettgestells aus Mahagoniholz, tastete sich zur Tür, schaltete das Licht ein und drehte den Schlüssel herum.

Sie stand vor seiner Tür, mit einem dünnen Morgenrock bekleidet. Im Gang zog es. Er war von einem Notlicht nur matt beleuchtet. Valerie fröstelte. Sie sprang mit einem Satz in sein Bett, zog die Decke bis unters Kinn, während er den Schlüssel zweimal herumdrehte.

»Komm!« sagte sie leise, »wärm mich!«

Er schaltete das Deckenlicht aus, ging im schwachen Schein der Nachttischlampe um das Bett herum, hob die Decke an und kroch darunter.

»Und wenn nun Treuer an deine Tür klopft?«

»Ein Grund mehr, zu dir zu kommen, findest du nicht?«

»Hat er dir Avancen gemacht?«

»Nicht direkt, aber – ach, alles an dem ist widerlich, die Hand, die Blicke, die Stimme. Können wir jetzt von was anderem reden?«

»Von was du willst. Du sagtest: ein Grund mehr. Und der zweite Grund?«

»Ich mußte dir noch mal sagen, du warst großartig heute abend: Königgrätz! Ich hätte mich totlachen können!«

»Du weißt, was das ist?«

»In Geschichte war ich immer gut.« Sie kroch noch etwas tiefer unter die Bettdecke. »Kurt, mir ist das alles unheimlich hier: Treuer, dieses ganze Nano-Zeug! Du machst das doch nicht mit, oder?«

»Ich weiß noch nicht genug.«

»Laß uns lieber abhauen.«

»Ich versprech dir, Valerie, ich werde nichts mitmachen, was ich nicht verantworten kann. Und – gibt es noch einen dritten Grund?«

»Rate mal!«

»Kann ich nicht. Sag es!«

»Muß ich?«

»Ich hör es so gern.«

Anderland war aufgewacht, lange bevor der Wecker läuten sollte. Er hatte ihn auf sieben Uhr gestellt, stellte ihn ab. Die Leuchtziffern zeigten sechs Uhr zwanzig. Er würde nicht mehr einschlafen. In seinem Kopf führten seine Gedanken einen wilden Reigen auf: von Wolfer über Treuer zu Valerie; von seiner Arbeit, seiner Demission; vom gestrigen Tag, der Chance, die man ihm bot. Der Chance? Auf einen Neuanfang? Er hatte doch eine Option! Walter Breitfuß hatte es ihm in die Hand versprochen. Ließe sich daraus nichts machen? Ohne Treuer? Er brauchte Beurle. Ihn zu gewinnen sollte möglich sein. Und die Finanzierung? Es müßte gelingen, andere Investoren zu finden als diesen Treuer. – Aber für welches Projekt eigentlich?

Gleich sieben. Er mußte Valerie wecken, ehe das ganze Haus erwachte.

Er küßte sie. Sie brauchte nur einen Augenblick: »Und, hauen wir gleich ab?«

»Abhauen können wir immer noch. Wir sollten uns zu Ende anhören, was sie uns zu sagen haben. Dümmer werden wir nicht davon.«

Er traf Treuer beim Frühstück. Mit beiden Armen gestikulierend: »Herr Anderland, setzen Sie sich zu mir!« In der linken Hand eine Brötchenhälfte, in der rechten eine Gabel, an der zwei Scheiben Schinken baumelten.

»Ich darf wohl sitzen bleiben«, sagte er, während er mit einem Schwung den Schinken auf der Brötchenhälfte drapierte und anschließend sofort hineinbiß.

»Köstlich, der Schinken!« Mit vollem Mund grinsend, fuhr er fort zu reden, ohne zu warten, bis Anderland sich ihm gegenübergesetzt hatte: »Hab Frau Gutmundson und den Herren Beurle und Hörgut gesagt, sie sollten uns noch eine Stunde Zeit geben. Wir beide wollten uns erst mal allein unterhalten. Ist Ihnen doch recht?«

»Nein!« Seine Stimme überraschte ihn. So hatte sie früher geklungen. Treuer hörte auf zu kauen. Er sah Anderland an, seine Augenlider verengten sich, für einen Moment nur, dann grinste er wieder.

»Ich habe die Absicht, nach dem Frühstück zuerst allein mit Beurle zu sprechen.«

»Beurle?« Es klang abfällig. »Sie können doch hinterher – «
 »Ich bin gewohnt, Herr Treuer, die Sequenz meiner Gespräche selbst zu bestimmen. Wenn Sie mit mir reden wollen, gedulden Sie sich bitte, bis ich mit Beurle gesprochen habe.«

»Selbstverständlich.«

»Ich werde Beurle gleich nach dem Frühstück in seinem Büro aufsuchen.«

»Wie Sie meinen, Herr Anderland!«

Und nach einer Pause:

»Beurle! Was soll das bringen – ?«

»Überlassen Sie das getrost mir! Darf ich vorschlagen, daß wir jetzt in Ruhe frühstücken? Ungestört, meine ich!«

Schade, dachte er, daß Valerie noch nicht da war. Das hätte ihr Spaß gemacht.

Beurle empfing ihn am Eingang des Verwaltungsgebäudes. Treuer habe ihn telefonisch avisiert.

»Wie ein braver Sekretär«, erwiderte Anderland trocken.
»Guten Morgen, Herr Beurle!«

»Guten Morgen! Ich darf vielleicht vorgehen.« Beurles Büro lag am Ende eines Ganges.

»Gemütlich hier! Bin ich schon mal hier gewesen?« Anderlands Blick wanderte über die vollgestopften Bücherregale, einige gerahmte Urkunden an den Wänden, den schlichten Schreibtisch, dessen schwarze Holzplatte über die halbe Breite des Raumes reichte. Computer, wenige Papiere, das Modell eines menschlichen Schädels. In einer Ecke ein runder Tisch im gleichen Stil, vier Ledersessel.

»Wollen Sie es sich hier bequem machen, Herr Anderland?«

»Danke! Ich setze mich lieber an Ihren Schreibtisch, Ihnen gegenüber.«

Anderland kam gleich zur Sache: »Ich muß noch einmal auf die Frage zurückkommen, Herr Beurle, glauben Sie an diese Nanoroboter? Alles andere leuchtet mir ein.«

»Uneingeschränkt: ja! Ich glaube an unsere Forschung, bin stolz auf unsere Produkte. Wir werden auch das schaffen. Und ich bin überzeugt, wir, das heißt: wir Menschen, brauchen diesen Fortschritt in der Medizintechnik. Es wird Schwierigkeiten geben, Widerstände. Damit mußten wir Forscher immer schon leben. Wir denken, behutsam an die Sache heranzugehen, mit den einfachsten Anwendungen, um uns nach und nach in schwierigere Felder vorzutasten. In der

Theorie sind wir im großen und ganzen fertig. Was uns fehlt, ist die praktische Erfahrung, die klinischen Großversuche vor allem.«

»Klingt gut. Aber, darf ich mal so salopp fragen: ist das eigentlich alles auf Ihrem Mist gewachsen?«

»Natürlich nicht. Mehr oder weniger kupfern wir in der Wissenschaft alle immer wieder voneinander ab. Mich stört das nicht. Im Gegenteil: so kommt der Fortschritt schneller voran, und niemand hat die Weisheit für sich allein gepachtet. Die Zahl der Patente auf dem großen Gebiet der Nano-Technologie, Grundlagenforschung und anwendungstechnische Forschung zusammengenommen, liegt weltweit bereits bei 1900! Das muß doch zu denken geben, Herr Anderland. Wichtig ist deshalb, daß es einem gelingt, den kleinen letzten Schritt als erster zu tun. Er entscheidet über Sieg oder Niederlage. Und deshalb ist Schnelligkeit im Entscheiden und Handeln in jeder Phase wichtig. Wir sind nicht allein auf der Welt. Ein kleiner Überblick, um Ihnen einen Begriff zu geben, wer sich alles auf dem Gebiet der Nanotechnik tummelt, zum Teil schon seit Jahren: in Japan finden wir, mit wohlwollender Begleitung von MITI, Firmen wie NEC, NTT, Sony, Hitachi, Fujitsu, Toshiba und noch ein paar mehr. Auch sie lassen sich nur begrenzt in die Karten schauen, nennen nur Gebiete, die ohnehin bekannt sind. Aber es müßten keine Wissenschaftler sein, wenn sie auf halbem Wege stehenbleiben würden. Dazu ist das ganze Gebiet zu faszinierend. In den USA arbeitet eine große Zahl von Forschungszentren auf diesem Feld. Die Industrie mischt allein oder in irgendwelchen Verflechtungen mit. Nur ein paar Namen: IBM, Intel, Motorola. Auch sie nennen öffentlich nur spezielle, allgemein bekannte Anwendungen. Ich bin skeptisch. Niemand läßt sich in die Karten schauen. Ich bin überzeugt, die dynamischen Amerikaner im Wettbewerb mit

den Japanern werden eher früher als später mit sensationellen Überraschungen aufwarten. Und die immer wieder gehörte Behauptung, Nanoroboter seien noch auf lange Zeit als Science-fiction einzustufen, halte ich für künstlichen Nebel, hinter dem der große Schlag vorbereitet wird.

Glauben Sie mir, auch wir sind weiter, als man uns zutraut. Mit etwas Glück – «

»Das brauchen Sie also doch noch?«

»Auch wenn man die Tür schon geöffnet hat, kann man noch über die Schwelle stolpern – «

» – und sich das Genick brechen! Ihre Auskünfte über die noch notwendige Zeit, Herr Beurle, waren – nicht sehr präzise. Ist das Ihre Nebelkerze gewesen?«

»Ein bißchen schon. Ich habe Sorge, Treuer könnte vorzeitig etwas ausposaunen, was sich nicht halten läßt.«

»Dann wäre es besser, über Ihre ganze sogenannte Medizintechnik noch nicht zu reden?«

»Wäre es – aber Sie wissen, Treuer will Geld verdienen, und das schnell. Er verlangt ›Visionen‹. Würde man klar und deutlich sagen: einen Zeitpunkt können wir nicht nennen, wäre das in Ordnung. Das genügt ihm aber nicht. Und so manövriere ich ein wenig herum. ›Künftig!‹, das schien ihm zu gefallen. Meinetwegen. Man muß nur wissen, für ihn heißt das: morgen! Für uns...?«

»Wie sind Sie eigentlich an Treuer geraten?«

»Als letzte Adresse, nachdem die Banken alle abgewinkt hatten.«

»Hat der eigentlich kapiert, wofür er sein Geld hergeben soll?«

»Kaum. Es scheint ihn nicht einmal sonderlich zu interessieren. Mir soll's recht sein. Solange er uns nicht in die Suppe spuckt.«

»Trauen Sie ihm?«

»Was nützt es, wenn ich nein sage?«

»Und Ihre Chance für einen letzten kleinen Schritt?«

»Ich bin zuversichtlich.«

»Sie sagten, die Kosten Ihrer Forschung und Entwicklung trägt noch immer das alte Stammgeschäft.«

»Brav, wie ein alter Packesel. Ein bißchen knapp könnte es werden, wenn mal die Konjunktur – «

»Verstehe. Meine Neugier ist noch lange nicht am Ende. Aber erst mal wartet Treuer. Wir sehen uns danach.«

»Ich habe das Gefühl, lieber Anderland«, Treuers Stimme klang wie geölt, »etwas ist gestern nachmittag schiefgelaufen. Beurle ist ein Genie. Er träumt, hat Visionen, faszinierend, sage ich Ihnen. Er lebt mehr in der Zukunft als in der Gegenwart. Als Kaufleute wollen wir Konkreteres, Fakten, interessieren uns die Chancen... Sie sagen nichts?«

»Ich höre Ihnen zu.«

»Auch gut. Innerhalb von Monaten, nicht Jahren, das ist die Einschätzung des Marketingleiters Hörgut, könnten sich auch die Produkte der Medizintechnik schon in einigen Anwendungsgebieten durchgesetzt haben. Die Ärzte werden den Segen für sich erkannt und die Patienten Vertrauen gefaßt haben. Die Presse wird das aufgreifen. Und damit liegen wir dann im Trend. Vertrauen Sie mir, ich kenne mich damit aus. Magazine werden Leitartikel bringen, Talkshows werden sich der Sache annehmen. Und damit ist unser Geschäft zum Selbstläufer geworden. Das Unternehmen, wir sollten es übrigens ›Nanorobo‹ statt ›Hartmann‹ nennen, wird in aller Munde sein und zum Börsenhit werden. Die Perspektiven reichen mir aus, um sagen zu können – hören Sie gut zu, Anderland! –, um erklären zu können: Ich habe die Absicht,

Hartmann zu kaufen! Und ich möchte Sie bitten, mir dabei zu helfen.

Ich stelle mir das etwa so vor: – Geht das jetzt zu schnell für Sie?«

»Durchaus nicht.«

»Schön. Ich stelle mir also vor: Ich bitte Sie, als mein Treuhänder, Wolfer ein Angebot zum Kauf von Hartmann zu machen. Der Kaufpreis, schätze ich mal, dürfte bei etwa 100 Millionen DM liegen.«

»Warum ich?«

»Liegt doch auf der Hand. Wenn Sie kaufen, ist das so eine Art Management-Buyout. Das kommt gut an. Nicht, daß ich einen schlechten Ruf hätte, aber böse Zungen, die ein Interesse daran hätten, den Deal platzen zu lassen, könnten mich als Spekulanten abtun. Man hat mir übelgenommen, daß ich bei der Diamant AG genau auf dem Höhepunkt ausgestiegen bin. Ich habe einfach Glück gehabt. Daß es danach abwärts ging, war nicht meine Schuld. Sie verstehen? Jedenfalls ist es besser, ich bleibe bei Hartmann im Hintergrund, und wir profitieren gemeinsam von Ihrem guten Ruf.

Aus dem gleichen Grund werde ich kein Mandat bei Hartmann übernehmen, weder im Vorstand noch im Aufsichtsrat. Die Position des Großaktionärs genügt mir. Mit ihr kann ich den Aufsichtsrat nach meinen Vorstellungen besetzen, und der Aufsichtsrat bestellt bekanntlich den Vorstand.«

»Ich halte das für völlig legitim.«

»Danke!« Treuer lachte mit weit geöffnetem Mund. »Ihre Treuhänderschaft würde natürlich enden, sobald der Kauf über die Bühne gegangen wäre. Dann würde ich Sie bitten, den Vorstandsvorsitz der Gesellschaft zu übernehmen, die wir in eine Aktiengesellschaft umwandeln würden. Beurle, um das gleich zu sagen, sollte im Vorstand das Ressort ›Produktion,

Forschung und Entwicklung< und Hörgut das Ressort >Vertrieb und Marketing< übernehmen. Damit würde der der Vorgesetzte von Frau Gutmundson werden, falls wir sie für uns gewinnen können. Sie sehen, Anderland, ich habe alles bedacht. Es fehlt noch die Besetzung des Ressorts >Finanzen und Controlling<. Vielleicht könnten Sie das vorläufig in Personalunion mitübernehmen? Aber das sind Einzelheiten. Über die reden wir später. Haben Sie Fragen, Herr Anderland?«

»Später! Sie sind doch noch nicht am Ende, Herr Treuer.«

»Sie meinen Ihr Gehalt?« lachte Treuer.

»Kaum. Auch nicht meine Treuhänderprovision!«

»Donnerwetter! Sehen Sie, daran hatte ich noch nicht gedacht! Kommen wir also später darauf zurück. In der Tat ist mein Vortrag noch nicht zu Ende. Ich habe mir nämlich weiter folgendes vorgestellt: Ich übernehme das Kapital zunächst zu hundert Prozent, biete Ihnen und Beurle aber an, je zehn Prozent von mir zu einem Vorzugskurs zu übernehmen. Sobald wir für die Öffentlichkeit unseren Erfolg und unsere Zukunftsaussichten nachgewiesen haben, sollten wir unser Kapital um, sagen wir, weitere hundert Millionen nominal erhöhen und mit den neuen Aktien an die Börse gehen, sobald wir hierfür einen Ausgabekurs von drei- bis vierhundert Prozent erwarten können. Die Mehrheit, also mindestens fünfzig Prozent plus eine Aktie, sollten wir vorläufig gemeinsam behalten. Soviel fürs erste. Nun also Ihre Fragen, Anderland.«

»Erste Frage: warum wollen Sie mich als Vorstandsvorsitzenden? Immerhin bin ich fast sechzig.«

»Na und? Ich habe mich erkundigt, Anderland. Ihr Ruf ist exzellent. Ihr Rücktritt bei Wolfer hat ihn eher gefestigt. Man lobt Ihre Seriosität, Glaubwürdigkeit und Charakterstärke. Und genau das ist es, was wir brauchen werden, gerade in der Anfangsphase. Wir brauchen – gewissermaßen einen

Missionar, jemand, der der Öffentlichkeit, und das heißt den Ärzten und Patienten, den Medien, der Finanzwelt, den Analysten und Anlageberatern, die frohe Botschaft so verkünden kann, daß die ganze Gemeinde zu Gläubigen wird. Sie können gut reden, Anderland, und strahlen dabei etwas aus – wie soll ich sagen, Sie haben Autorität, aber ohne Härte, Sie haben Glaubwürdigkeit. Na ja, und schließlich wollen wir nicht Ihre jahrzehntelange Erfahrung vergessen. Alles in allem eine ideale Besetzung!«

»Meinen Sie? Na gut. Hier ist meine Frage Nummer zwei: Wem, glauben Sie, müßte Ihr Angebot durch mich unterbreitet werden?«

»Na, dem Vorstand der Wolfer AG natürlich.«

»Das ist nicht ganz richtig.«

»Wem sonst?«

»Mir!«

Für einen Moment verschlug es Treuer die Sprache.

»Machen Sie Witze, Anderland?«

»Durchaus nicht. Ich habe eine Option zur Übernahme von Hartmann, zu einem Preis, den mir Wolfer in den nächsten Tagen vorschlagen wird. Ich brauche dann nur ja zu sagen.«

»Und da lassen Sie mich reden und reden...«

»Ich dachte, es könnte nicht schaden, Ihre Vorstellungen kennenzulernen – als Ausgangspunkt für weitere Gespräche – mit Ihnen oder mit anderen Investoren.«

»Was verlangen Sie?«

»Warten wir doch mal ab, was mir von anderer Seite geboten wird.«

»Wie wär's mit zehn Prozent kosten- und spesenfrei?«

»Wie wär's mit zwanzig?«

»Zwanzig Prozent des Kapitals?« – Später würde Anderland Valerie Treuers Schnaufen beschreiben und die feinen Tropfen, die sich nach und nach auf dessen Stirn bildeten.

Warum zog Treuer kein Taschentuch heraus, um sie abzutupfen?

»Das wären voraussichtlich etwa zwanzig Millionen, Anderland!«

»Wieviel ist Hartmann Ihnen wert, Treuer? Wie hoch ist der Spekulationsgewinn, den Sie sich errechnet haben?«

»Sagen wir, fünfzehn, Anderland!« stöhnte Treuer, aber sein Stöhnen klang etwas gekünstelt.

»Ich werde es mir überlegen. Sie haben es doch nicht eilig?«

Fast zwei Stunden hatten sie sie schon warten lassen! Eine Stunde etwa, hatte Treuer gesagt. Braucht man zwei Stunden, um nein zu sagen, würde sie denken? Eine Stunde – na ja. Man wollte sie in der Fabrik herumführen. Ganz interessant, wenn sie nur mehr davon verstünde! Was verstand er denn davon? Nicht genug. Als die Tür aufging, stand sie auf. Anderland lächelte. Das tat er selten.

»Gehen wir?«

»Wohin?«

»Nach Hause. Ich kann dich mitnehmen.«

»Alles zu Ende?«

»Noch nicht ganz. Ich brenne darauf, dir alles zu erzählen. Unterwegs.«

Er wußte, Treuers Ärger würde bald verraucht sein. Nach und nach würde das Spiel ihm sogar Spaß machen. Er hatte ihn unterschätzt. Na und? Zeigte doch nur, daß er der richtige Mann war. Es würde alles etwas teurer werden. Zwanzig Millionen. Was war das schon, gemessen an... Anderland würde anbeißen. Kein Zweifel – und Valerie auch. So würde er denken. Und weiter: Vielleicht sollte er sie noch einmal einsetzen. Sie war sicher scharf auf den Posten, hatte kaum eine Alternative. Deshalb ließ sie sich bestimmt bewegen, Anderland die Sache schmackhaft zu machen. Für eine Erfolgsprovision. Es war so leicht, Treuers Gedanken zu lesen! Ob die was mit Anderland hatte? Sicher hatte Treuer sie gestern abend in ihrem Zimmer angerufen. Wahrscheinlich im Bad, hatte er gedacht, hatte es später noch mal versucht. Wieder keine Antwort. Um so besser! Um so leichter könnte

sie ihn rumkriegen. War doch gelacht, wenn das nicht klappen würde! Und wenn sie was mit Anderland hätte? Anderland war alt, früher oder später wäre Schluß. Es macht auch Spaß, Zeit zu haben, auf der Lauer zu liegen. Irgendwann kommt die Gelegenheit...

»An was denkst du gerade, Kurt?«

»An – «

»Halt! Laß mich raten! An unseren Widerling!«

»Nicht ganz. Ich versuche, mir vorzustellen, wie jemand denkt, in dessen Kopf alle Phänomene dieser Welt zu einem mehr oder weniger großen Haufen von Geldscheinen geworden sind, alle Menschen, alle Sachen, alle Ordnungen und Gesetze, alle Gefühle, Freuden, Schmerzen, alle – alle – alle –, du, ich, Beurle, Hartmann und so weiter.«

»Und wie groß ist mein Haufen?«

»Er wächst. Gerade stelle ich mir folgendes Gespräch vor:
›Na, was sagen Sie, Beurle? Können wir es mit diesem Säulenheiligen, dem Anderland, riskieren? Wie gut kennen Sie ihn eigentlich?«

›Gut genug, Herr Treuer. Der wird uns keine Schwierigkeiten machen. Ein anständiger Kerl, ein Konzernchef von der altmodischen Sorte, geht davon aus, daß jeder sich an die Regeln hält. Die wird er festlegen wollen, eindeutig und mit Handschlag besiegelt. Deshalb wird er mit mir sprechen, bevor er zusagt.«

›Und was werden Sie ihm sagen?«

›Was er will. Das Beste an ihm ist, daß er von unserer Forschung, von unseren Produkten nichts versteht. Er wird also nicht intervenieren, weil er Sorge hätte, sich zu blamieren.«

»Also traust du Beurle nicht?«

»Ich bin vorsichtig.«

»Ich habe den Fahrer nach Hause geschickt.« Anderland lenkte den BMW um den Park herum. »Schönes Anwesen.«

»Könntest du hier wohnen, Kurt?«

»Warum nicht?«

»Ich weiß nicht. Immer nur den Tannen beim Rauschen zuhören...!«

In einer weit geschwungenen Kurve führte die Privatstraße auf die Bundesstraße zu.

»Nun fang schon an, Kurt!«

»Gleich.« Vor der Einfahrt zur Bundesstraße hielt er den Wagen an.

»Da wir schon mal hier sind, Valerie, morgen ist Freitag, was hältst du davon, wenn wir das schöne Septemberwetter nutzen und in den Schwarzwald hinauffahren? Wir könnten ein bißchen wandern, unsere Köpfe frei machen und am Sonntag nach München zurückfahren. Ich kenne ein paar nette Hotels dort oben. Es wird dir gefallen. Ein paar Wanderklamotten kaufen wir unterwegs. Was meinst du?«

»Und deine Geschichte?«

»Bis wir ein Hotel gefunden haben, habe ich sie dir erzählt. Es kann gleich losgehen. So oder so. Ja oder nein? Soll ich links oder rechts abbiegen? Links geht es zur Schwarzwaldhochstraße, rechts zur Autobahn nach München.«

»Meinetwegen: links.«

»Wie hat dir die Geschichte gefallen, Valerie?«

Sie hatten einen Höhenrundweg gewählt. Eine Stunde, hatte auf dem Wegweiser gestanden. Der erste Abschnitt führte durch eine dichte Tannenschonung. Anderland war stehengeblieben, hatte ein paarmal tief und hörbar durchgeatmet: »Gute Luft!«

Sie hatten ein Hotel auf dem Kniebis gefunden. Ein geräumiges Balkonzimmer, mit Blick auf hügelige Weiden. Sie hatten sich nicht lange aufgehalten. Die Sonne stand noch hoch.

»Essen können wir später! Oder bist du sehr hungrig, Valerie?«

Sie hatte gelächelt, den Kopf geschüttelt und sich die eben gekauften Wanderschuhe angezogen: »Ganz bequem. Hoffentlich gibt's keine Blasen.«

Sie dachte einen Augenblick nach.

»Sie gefällt mir«, erwiderte sie, »bis jetzt. Bin gespannt, wie es weitergeht.«

»Du klingst skeptisch.«

»Bin ich auch. Die erste Runde ging an dich. Prima. Aber – «

»Aber?«

»Ich traue Treuer nicht. Der hat bestimmt noch einige Joker im Ärmel.«

»Das macht die Sache spannend.«

Sie wanderten durch dunklen Hochwald. Links vom Weg lag frisch geschlagenes Holz hoch aufgeschichtet.

»Dieser Harzduft! Nimm eine Nase voll mit, Valerie!«

Sie waren an den Holzstoß herantreten, atmeten tief. Auf einmal griff sie nach seiner Hand: »Bitte, Kurt, paß auf!«

Er zog sie an sich, küßte sie.

»Danke für deine Sorge!«

»Wenn sie dich reinlegen, Kurt, bin ich auch reingefallen.«

»Keine Sorge, Valerie!«

Auf ihrer Stirn zogen sich Falten zusammen. »Nimm einmal an, du machst mit, und irgendwann wollen sie, diese Treuers und Beurles, irgendwelche Schweinereien machen.«

»Das könnte ich verhindern. Schließlich wäre ich der Chef, der Vorsitzende des Vorstands, und ein wichtiger Aktionär dazu.«

»Und wenn du es gar nicht merkst?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Wirklich nicht?«

Sie wanderten weiter, schwiegen lange. An einem Wegweiser blieb Anderland stehen. »Die Hälfte haben wir.«

Vor ihnen lag eine abfallende Lichtung. »Gut, daß wir darüber gesprochen haben, Valerie. Ich werde Beurle anrufen, gleich wenn wir wieder im Hotel sind. Ich muß ihn noch mal sprechen!«

Sie war mit ihren Gedanken woanders.

»Warum tust du dir das eigentlich an, Kurt? Hast du das nötig?«

»Finanziell nicht.«

»Du könntest dir ein schönes Leben machen.«

»Könnte ich, ja, wenn ich wüßte, was das ist, ein schönes Leben, für einen Menschen, der sein Leben lang gearbeitet hat, gern gearbeitet und plötzlich nichts mehr zu tun hat. Interessen? Hobbys? Ich hab mich immer ein bißchen für Malerei interessiert, hab sogar ein bißchen gesammelt. Hab früher gern gelesen. Auch wenn ich das noch könnte, es würde meinen Tag nicht füllen. Reisen? Ab und zu bin ich gern gereist, hab gern etwas besichtigt. Aber nach jeder Reise war ich froh, wieder zu Hause zu sein. Ein schönes Leben, Valerie? Verdammt noch mal, dafür bin ich nicht alt genug. Ich muß etwas zu tun haben, eine Aufgabe haben. Und deshalb – «

»Und deshalb witterst du die Chance, bist du kompromißbereit, risikobereit – wie ich. Komisches Paar sind wir, Kurt. Du fürchtest die Langeweile, ich das Arbeitsamt. Das wissen die Treuers und deshalb sind wir so verwundbar.«

Er nahm ihren Arm.

»Laß uns etwas schneller gehen. Die Sonne steht schon tief.
Und ich habe Hunger.«
»Und du willst Beurle anrufen!«
»Noch vor dem Essen!«

»Ich schlage vor, Herr Anderland, wir gehen gleich in mein Arbeitszimmer. Dort wartet der Tee auf uns, und wir können ungestört reden. Meine Frau kommt da nie rein. Es gruselt sie.«

Beurles Arbeitszimmer hatte nur ein Fenster. Es ging nach Norden hinaus, diente wohl mehr der Lüftung als der Ausleuchtung des Raumes. Obwohl es draußen noch heller Tag war, waren die Wände von einer bräunlichen Dämmerung überzogen. Sie empfingen ihr Licht nur vom Widerschein einer Schreibtischlampe, die die Tischplatte aus dunklem Holz beleuchtete. Auf dieser Platte, im Mittelpunkt des Lichtscheins, erkannte Anderland das Modell eines menschlichen Gehirns in mehrfacher Vergrößerung. Die Vorderseite des Modells war einem Computer auf der gegenüberliegenden Seite des Schreibtisches zugewandt, auf dem ein Totenkopf meditierte. Über die Platte verstreut: lose Papiere, Notizzettel, zwei aufgeschlagene Bücher.

»Habe ich Sie gerade in einer Arbeit unterbrochen, Herr Beurle?«

»Das läßt sich kaum vermeiden. Ich bin immer an irgendeiner Arbeit. Darf ich Ihnen vorschlagen, daß wir uns wieder an meinem Schreibtisch einander gegenübersetzen? Wenn es Sie nicht graust, heißt das.«

Anderlands Augen hatten sich an das schummerige Licht gewöhnt. Während er sich setzte, erkannte er Regale an den Wänden, Bücherreihen, unterbrochen von präparierten Kleintieren, Gerippen, Gläsern mit Organen in einer gelblichen

Flüssigkeit. Daneben Schautafeln mit schematischen Darstellungen des menschlichen Körpers.

»Mein Atelier!« lachte Beurle, während Anderland heimlich Beurles Gesichtszüge studierte. Woran erkennt man ein Genie? Ein unauffälliges Gesicht, das man sieht und gleich wieder vergißt. Bis auf die Augen! Seltsam bohrende, ein wenig unruhig flackernde Augen, nicht lauernd, nur neugierig.

»Treuer hat mir von Ihrem Gespräch erzählt, Herr Anderland. Ich nehme an – «

»Sind Sie mit Treuer befreundet?«

»Mit dem kann wohl niemand befreundet sein. Ich kenne ihn erst seit wenigen Wochen. Was man so kennen nennt. Ein Bekannter von der Commerzbank hatte mich an ihn verwiesen.«

»Trauen Sie ihm, Beurle?«

»Ich traue seinem Geld.«

»Er interessiert Sie nicht?«

»Mich interessiert meine Forschung und meine Entwicklung. Und dafür brauche ich Geld, viel Geld, und das hat er.«

»Das würden Sie sich auch vom Teufel holen?« lachte Anderland.

»Wenn es sein müßte!« Beurle stimmte in das Lachen ein, entblöbte dabei Ober- und Unterkiefer. »So schlimm wird's schon nicht werden!«

»Ich weiß, Herr Beurle, daß der Erfolg des Unternehmens von Ihnen und Ihrer Arbeit abhängt. Und deshalb – «

» – sollte ich mich Ihnen jetzt erst mal vorstellen. Richtig?«

»Das ist Teil meiner Bitte...«

»Also, ich stamme aus bäuerlicher Familie, bin auf dem Bauernhof groß geworden, der meiner Familie über dreihundert Jahre lang gehört hat. Mein Vater hat ihn im Nebenberuf noch halten können. Im Hauptberuf arbeitete er bei der BASF. Nach seinem Tode, vor zwölf Jahren, wurde der

Hof verkauft. Es gab in der Familie niemand mehr, der daran interessiert war, ihn weiterzuführen. Aber die Kindheit auf dem Hof hat mich geprägt. Ihr verdanke ich, glaube ich, meine Neugier, den Geheimnissen des Lebens auf die Spur zu kommen. Schon früh hab ich damit begonnen, in einer Ecke der Scheune Experimente mit Pflanzen und Tieren zu machen, von denen niemand wissen durfte. Sie waren sicher nicht immer sehr appetitlich und hätten gelegentlich mit Recht auch als Tierquälerei gebrandmarkt werden können. Immerhin war mein Vater auf mein Interesse, meinen frühen Forscherdrang aufmerksam geworden. Mit Hilfe von Freunden und Vorgesetzten bei der BASF hat er es geschafft, mich da einzuschleusen und meine Experimente fördern zu lassen. Das hat meinen Berufsweg bis heute bestimmt. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, Herr Anderland, daß ich nicht nur Physiker und Ingenieur, sondern auch promovierter Biologe bin. Ich betone das, weil es für meine Arbeiten bei Hartmann von großer Bedeutung ist.

Einer meiner Lehrer war Hirnforscher, und das wurde zu meiner Leidenschaft. Einen gewaltigen, geheimnisvollen Kosmos hat mein Lehrer das Gehirn genannt. Es fasziniert mich seitdem ohne Ende. Kennen Sie es ein bißchen, Herr Anderland?«

»Ich fürchte, nein.«

»Ein paar einfache Hinweise? Um Ihre Phantasie anzuregen? Nehmen wir hier mein Modell:

Sie erkennen, nehme ich an, das Großhirn, das höchste Integrationsorgan des Zentralnervensystems. Von besonderer Bedeutung ist der Stirnlappen. Eingriffe oder Beschädigungen dieses Organs können zu schweren Charakteränderungen führen. Schädigungen der basalen Stirnhirnabschnitte könnten die sittliche Persönlichkeit zerstören. Hier dieser untere Teil des Stirnlappens ist zuständig für die Persönlichkeit, also die

Gesinnung, das Sozialgefühl, die Triebe. Darüber liegt das motorische Sprachzentrum. Das sensible Sprachzentrum befindet sich hier, vor dem Hinterhauptslappen. Schließlich der Thalamus: alle von der Außenwelt und aus dem Körperinnern stammenden Sinnesempfindungen werden durch ihn zur Großhirnrinde geleitet, in Lust- oder Unlustgefühle verwandelt, affektiv oder triebhaft getönt. Schluß mit der Vorlesung! Deshalb sind Sie nicht gekommen. Was wollen Sie von mir hören, Herr Anderland?«

»Ich will es kurz machen, Herr Beurle. Wir beide wissen, daß mit einem Ergebnisbeitrag für Hartmann von den Nanorobotern auf lange Zeit, wahrscheinlich Jahre, nicht zu rechnen ist. Wir dürfen unsere künftigen Investoren, die unsere Aktien zeichnen sollen, nicht im unklaren lassen, ob Treuer das paßt oder nicht. Mit ›Visionen‹ kann man kurzfristig Geld verdienen. Die Rechnung kommt hinterher – und zwar auf unseren Tisch, wenn Treuer womöglich längst ausgestiegen ist – mit einem dicken Gewinn, von dem Hartmann nichts hat.

Die Gretchenfrage für mich: Wie wird sich die Ertragslage der Gesellschaft ohne die Nanoroboter entwickeln? Wie weit kann der Erfolg des traditionellen Roboterprogramms von Hartmann in die Zukunft fortgeschrieben werden? Und wie sind die künftigen Ergebnisbeiträge des – darf ich sagen: konventionellen Nanotechnik-Programms einzuschätzen?

Sie verstehen: Bevor ich mich entschieße, mich bei Hartmann oder Nanorobo zu engagieren und dann die zu erwartende Erfolgsstory der Öffentlichkeit zu verkaufen, will ich wissen, wie fest der Boden ist, auf dem ich stehe.«

»Sehr fest, Herr Anderland. Die Aktie müßte auch ohne Nanoroboter äußerst interessant sein.«

»Ich glaube Ihnen, Herr Beurle – «

»Aber Sie wollen Zahlen sehen. Verstehe ich. Planungen und Prognoserechnungen für die nächsten fünf Jahre liegen vor. Sie

sehen gut aus, sind konservativ aufgestellt worden, auch mit alternativen ›worst-case-Rechnungen‹. Ich lasse sie Ihnen in den nächsten Tagen zukommen. Vertraulich, natürlich. Übrigens: Treuer hat sich nicht dafür interessiert.«

»Sie raten mir also einzusteigen?«

»Unbedingt, Herr Anderland! Und wenn ich das sagen darf: Wir brauchen Sie!«

Valerie hatte im Gasthof »Zur Krone« auf ihn gewartet, fünfhundert Meter von Beurles Haus entfernt.

»Du siehst fröhlich aus«, sagte sie.

Anderland hielt ihr die Wagentür auf, ließ sie einsteigen. Schon im Anfahren sagte er: »Mein Gefühl sagt mir, mit Beurle werde ich keine Probleme haben.«

Valerie blickte ihn an. »Da bin ich mir nicht so sicher.«

Er mußte bis zum Abend warten, wollte sie nicht im Büro anrufen. Er konnte es kaum abwarten, ihr zu sagen: »Du kannst mir gratulieren, Valerie. Seit heute mittag, zwölf Uhr dreißig genau, bin ich Alleineigentümer von Hartmann.«

Walter Breitfuß, sein Nachfolger, hatte es ihm leicht gemacht. Kein langes Verhandeln. Der Preis war fair: für neunzig Millionen Deutsche Mark konnte er Hartmann erwerben. Unterschrift, Handschlag, Beurkundung durch den Notar. Den hatte man schon warten lassen. Danach waren sie zum Essen gegangen.

»Ich brauche nur noch zu zahlen, dafür habe ich sechs Wochen Zeit.«

»Und wenn du nicht bezahlst, bist du pleite?«

»Mehr als das!« lachte Anderland. »Um das zu verhindern, haben wir vereinbart, daß der Vertrag als nicht geschlossen gilt, wenn ich nach sechs Wochen nicht gezahlt habe. Dann fällt Hartmann automatisch an Wolfer zurück, als wäre nichts gewesen.«

»Gefällt mir! Aber sechs Wochen – «

»Keine lange Frist. Einfach wird es nicht werden.«

»Und am Ende bleibt nur Treuer! Du wirst es sehen.«

»Mag sein. Ich habe mich natürlich schon umgesehen.

Das einzige seriöse Angebot bis jetzt kam von einem großen deutschen Pharmakonzern: 100 Millionen für 100 Prozent des Kapitals. Nicht schlecht. Wir haben Stillschweigen vereinbart.«

»Und? Mach's nicht so spannend!«

»Ich werde ablehnen.«

»Wollen sie dich nicht als Boss?«

»Das ist nicht der Punkt. Es ist nur ein Indiz. Eines von mehreren. Warum sollte ein Pharmakonzern Hartmann kaufen?«

»Keine Ahnung! Warum?«

»Weil sie die Entwicklungen von Hartmann in der Medizintechnik ernst nehmen. Kein Wunder: Hartmann genießt in der Robotertechnik seit Jahrzehnten weltweit einen exzellenten Ruf. Man traut dem Unternehmen vieles zu. Was werden sie also tun, wenn sie Hartmann gekauft haben? Sie werden das Unternehmen zerschlagen.«

»Immer das gleiche also?«

»Sieht so aus. Sie werden das Stammgeschäft, das, was Hartmann groß gemacht hat, verkaufen. Was sollte auch ein Pharmakonzern mit Industrierobotern? Den Rest werden sie sich ansehen, werden abgeben, was nicht zu ihnen paßt. Die ›Medizintechnik‹ werden sie ihrer eigenen Forschung eingliedern. Dort werden sie prüfen, ob sie sie weiterführen oder lieber schließen sollen. Dabei werden sie rechnen müssen, ob und wieviel Umsatz im lukrativen Pharmageschäft in der Zukunft von diesen Nanorobotern gefährdet werden könnte.«

»Das ist zu hoch für mich.«

»Ist doch ganz einfach: nehmen wir einen Herzkranken, der bis an sein Lebensende, sagen wir zwanzig Jahre lang, dauernd ein bestimmtes, natürlich teures Medikament der Pharmafirma einnehmen muß. In dieses sichere Geschäft würde nun ein Nanoroboter einbrechen, der doch nichts weiter ist als eine Prothese. Er ist vergleichsweise günstig. Die Implantation kostet auch nicht viel. Und der therapeutische Erfolg entspräche in etwa der medikamentösen Behandlung. Der Patient würde jubeln. Er ist das lästige Pillenschlucken los. Und die Krankenkasse jubelt auch.

Vorläufig sind das Hypothesen. Es spricht aber manches dafür, daß dieses Szenario in absehbarer Zeit Wirklichkeit werden könnte. Die Pharmafirma wird also abwägen: Können wir die Entwicklung aufhalten? Dann wird sie die Forschung dichtmachen und die Forscher auf andere lukrative Forschungsprojekte ansetzen, damit sie nicht an anderer Stelle weiter ihr Unwesen treiben. Sollte die Firma aber sehen, daß die Entwicklung nicht aufzuhalten sein wird, wird sie versuchen, sich wenigstens an die Spitze vorzuarbeiten, um die Richtung beeinflussen zu können.«

»Und das alles sollte ihnen 100 Millionen DM wert sein?«

»Vielleicht noch viel mehr.«

»Ein Wahnsinns-Poker!«

»So ist das nun mal beim Monopoly-Spiel! Sei es, wie es wolle – mit Hartmann hätte das nichts mehr zu tun. Es wäre als Fußnote in den Annalen der Wirtschaftsgeschichte verschwunden. Und das mache ich nicht mit. So einfach ist das.«

»Lieber verzichtest du auf einen sicheren Gewinn von 10 Millionen DM?«

»Richtig gerechnet.«

»Der alte Wolfer! Du wirst ihn nicht los.«

»Warum sollte ich?«

»Lieber nimmst du Treuer in Kauf. Er wird dir die Bude einrennen!«

»Soll er.«

In dieser Nacht hatte er einen Traum. Er hatte sich mit dem Erwachen nicht aufgelöst, war während des ganzen Tages bei ihm geblieben. Einer dieser seltenen Träume, die man nach langer Zeit noch erzählen kann, mit den Ausschmückungen, die das Gedächtnis nach und nach hinzufügt. Dabei war nichts

Besonderes an diesem Traum. Er hatte ihn weder beunruhigt noch belustigt oder nachdenklich gemacht. Ein ganz gewöhnlicher Traum: Sie schienen ihn erwartet zu haben, die vielen Männer im hellerleuchteten Saal. Sie blickten ihn an, gingen auf ihn zu, bildeten einen Kreis um ihn. Er glaubte sie alle zu kennen, aber es fiel ihm kein Name ein. Er kannte ihre Gesichter, ihre anthrazitfarbenen Anzüge, ihre hellblauen Hemden, ihre Krawatten. Sie redeten auf ihn ein, alle zu gleicher Zeit, in einer Sprache, die er einmal gekannt, aber vergessen hatte. Er versuchte, sich zu erinnern. Es war nicht seine Sprache. Allmählich lösten einzelne Worte sich aus dem Stimmengewirr, kamen ihm entgegen, als wollten sie sich ihm vorstellen. Grußworte, verstand er, Freundlichkeiten und dann: »Höchste Zeit, daß Sie kommen!« Deutlich wie ein erhobener Zeigefinger.

»Wo bin ich?« fragte er.

»In Anderland natürlich! Wo sonst?«

Das Gelächter des Chors weckte ihn auf.

Er blickte auf seine Uhr. Er hatte erst eine halbe Stunde geschlafen. Im Zimmer war es stickig. Er machte das Fenster weit auf. Es roch nach Herbst.

Es gab Interessenten. Man wollte mehr wissen. Verständlich. Wie weit konnte er gehen? Medizintechnik? Man verlangte Unterlagen, Werksbesichtigung, »due diligence-Prüfung«. In sechs Wochen? Unmöglich! Man müßte das Projekt schließlich in den Gremien durchziehen, im Vorstand, dem Aufsichtsratspräsidium, dem Investitionsausschuß, dem Plenum des Aufsichtsrats, mit allen Unterlagen, die mindestens zwei Wochen vor den Sitzungsterminen an alle Beteiligten verschickt werden müßten.

Er zuckte die Achseln, kannte das alles, hatte eigentlich nicht an ein großes Unternehmen gedacht, eine neue »Muttergesellschaft« mit ihren Direktiven, Richtlinien, Informationssystemen, Planungen, Soll-Ist-Vergleichen, Berichtsverlangen aller hierarchischen Ebenen, von den Investitionen über die Buchhaltung bis zu den Reisekosten. Er hatte genug von der Rolle des Vollzugsbeamten, wollte endlich wieder Unternehmer sein.

Treuer meldete sich am dritten Tag.

»Wie weit sind Sie, Anderland?«

»Hartmann gehört mir.«

»Gratuliere! Und weiter?«

»Interessenten gibt es genug.«

»Sie gehen also schon hausieren?«

»Sagen wir, auf Brautschau. Ich suche mir in Ruhe den richtigen Partner.«

»Was spricht gegen mich? Ich kann jeden Betrag morgen zur Verfügung stellen – wieviel müssen Sie bezahlen?«

»Neunzig.«

»Gut gemacht! Glückwunsch! Ich brauche niemand zu fragen, verpflichte mich, weder im Vorstand noch im Aufsichtsrat mitzumischen. Alles, was ich will, ist Geld verdienen. Nicht von heute auf morgen, Anderland. Ich denke langfristig. Also, was wollen Sie mehr?«

»Noch liegen mir nicht alle Angebote vor.«

»Machen wir doch nicht lange rum, Anderland! Sie wollten zwanzig Prozent des Kapitals kosten- und spesenfrei. Einverstanden! Einen goldgeränderten Vorstandsvertrag für fünf Jahre verspreche ich Ihnen auch. Noch etwas?«

»Im Falle einer Kapitalerhöhung eine Option auf zehn Prozent des neu auszugebenden Kapitals.«

»Kostenfrei?« Anderland hörte Treuer durch das Telefon heftig atmen.

»Kostenfrei und ohne jede Verfügungsbeschränkung.«
»Sie ziehen mich ja regelrecht aus, Anderland!«
»Sie brauchen es nicht anzunehmen.«
»Ganz schön tough! Gefällt mir aber. Also gut, ich schlage ein. Sollen wir für morgen den Notar bestellen?«
»Meinetwegen.«
»Um zehn – bei Ihnen?«
»Einverstanden.«
»Der guten Ordnung halber: Wir waren einig, daß wir die Gesellschaft alsbald in eine AG umwandeln, um sie später an die Börse zu bringen.«
»Scheint vernünftig zu sein.«
»Und daß wir Hartmann umbenennen in Nanorobo AG? Als Produktbezeichnung könnten wir den guten Namen Hartmann behalten. Aber für die AG brauchen wir was Moderneres, Schmissiges!«
»Ich mag diese Modernismen nicht besonders, aber ich sehe ein – «
»Gut also. Ich lasse alles vorbereiten für morgen, wenn es Ihnen recht ist. Den Notar übernehme ich.«

Was hatte er getan? Es war schnell gegangen, aber... Was ließ sich dagegen sagen? Ein besseres Geschäft würde er kaum machen können. Er hatte alles bekommen, was er wollte. Und doch – etwas gefiel ihm nicht, er wußte nicht, was. Er würde darüber nachdenken müssen. Valerie fehlte ihm. Aber er wollte sie jetzt nicht anrufen. Morgen um zehn! Nicht mehr viel Zeit!

»Das war's dann wohl mit uns beiden, Kurt. Hast du Champagner kalt gestellt? Wir sollten unseren Abschied würdig begehen.«

»Was soll das Theater, Valerie?«

»Ich bin dir nicht böse, Kurt. Kann es verstehen. Du hast dich entschieden. Ich wünsche dir Glück dazu.«

»Aber, Valerie, wir gehen doch beide – «

» – in den Schwarzwald?« Sie lachte, es klang beinahe fröhlich. »Du glaubst doch nicht im Ernst, du könntest es dir als neuer Vorstandsvorsitzender leisten, deine Freundin auf einen Posten zu setzen, ›Leiterin der Werbe- und Public-Relation-Abteilung‹, dem dieses Mädchen von wenig über dreißig Jahren aufgrund seiner bisherigen Berufserfahrung kaum gewachsen sein dürfte! Wie nennt man so was? Freundlich ausgedrückt: Nepotismus. Stimmt's?«

»Also, erst mal: Die Idee stammt nicht von mir, sondern von Treuer. Ich würde nur dessen Zusage an dich – denn das war es doch – und dessen Wunsch erfüllen, und es wäre nicht klug, meinen Hauptaktionär gleich zu Beginn meiner Tätigkeit zu desavouieren.

Und zweitens: Wer weiß denn von uns? Wir würden unser Verhältnis kaum an die große Glocke hängen!«

»Kurt, ich staune über dich! Wenn es um Sex geht – das hab ich mal irgendwo gelesen, muß ein Naturgesetz sein –, werden Männer blöd, und wenn Männer blöd werden, werden sie richtig blöd. Siehst du nicht, in welche Falle du tappen würdest? Treuer würde sich die Hände reiben. Der hat längst was gewittert.«

»Woher – ?«

»Vertraue meinem Instinkt, Kurt! Ich werde dir mal ein sehr wahrscheinliches Szenario beschreiben. So denkt ihr doch, in Szenarien, stimmt's?«

»Wer ist ihr?«

»Ihr Manager! Also, hier ist mein Szenario: Du hast mich angestellt, hast meinen Vertrag unterschrieben. Alles hat seine Ordnung. Es liegt im Rahmen deiner Zuständigkeit und

Verantwortung. Niemand weiß etwas, auch Treuer nicht. Treuer aber hat Witterung bekommen. Grund genug, uns mit allen Mitteln zu beobachten. Davon versteht er was. Und früher oder später weiß er es. Er unternimmt nichts, wartet ab, wartet auf den passenden Moment. Der kommt, so sicher wie das Amen in der Kirche. Und nun schlägt er zu, stellt dich vor die Wahl – entweder mich zu entlassen, mit sofortiger Wirkung, oder selbst zurückzutreten. Wie du dich entscheidest, hängt von der Situation ab. Treuer kann nur gewinnen, so oder so. Die wahrscheinliche Lösung wird sein: Du wirst mich entlassen. Mag sein, daß es dir nicht viel ausmacht, daß dir unser Verhältnis längst lästig geworden ist, falls Treuer lange genug gewartet hat. Es wird dir peinlich sein, hoffe ich, aber du wirst mir klarmachen, daß dies die beste Lösung ist – für uns beide natürlich. Du wirst mich noch zur Tür begleiten. Und auf der anderen Seite der Tür wird Treuer warten, um mich in seine starken, goldenen Arme zu nehmen.

Wie gefällt dir mein Szenario, Kurt?

Komm, hol den Champagner! Wir sollten nicht so tun, als bräche uns das Herz! Es war schön, aber die große Liebe war es nicht. Wir mochten uns, wir mögen uns noch immer, und wir sind einfach gern zusammen ins Bett gegangen. Aber wie lange hätte das gedauert, auch ohne mein Szenario? Ich im Schwarzwald? In den Dorfknäulen wäre mir bald die Decke auf den Kopf gefallen, und ich hätte angefangen zu nörgeln. Ich brauche Abwechslung – übrigens auch im Bett. Du bist anders, das mag am Alter liegen, beständiger. Das hab ich gemocht. Aber es hätte mir nicht genügt, nicht auf die Dauer. Wir sind zu verschieden, zu weit auseinander. Sieh dich dort oben um, Kurt! Eine knackige Schwarzwaldwitwe, um die Fünzig – «

»Hör bitte auf, Valerie!«

»Verzeih, Kurt, ich wollte dir weh tun – und mir auch. Dann geht es leichter. Kriege ich jetzt endlich meinen Champagner?«

Anderland stand schweigend auf. Er drehte den Korken aus der Champagnerflasche, so daß sie nur ein leises Flopgeräusch von sich gab. War er erleichtert? Er konnte es sich nicht eingestehen. Er hatte schwierige Aufgaben vor sich, da war es besser, sich nicht ablenken zu lassen. Sie stießen an, tranken.

»Du wirst sicher ab und zu nach München kommen, Kurt.«

»Bestimmt!«

»Behältst du dein Haus?«

»Bestimmt, Valerie!«

»Und meine Telefonnummer?«

»Bestimmt, Valerie!«

»Na also!« lachte sie. Sie fiel ihm so heftig um den Hals, daß er das Gleichgewicht verlor und sie beide auf das Sofa fielen.

»Nicht schlecht«, sagte sie, »das Ende.«

»Was wirst du jetzt tun?«

»Dich um Empfehlungsschreiben bitten.«

Zehn Wochen schon. Morgen für Morgen die gleiche Minuten-Andacht vor dem breiten Sicherheitseingang zum Verwaltungsgebäude, unter den großen schwarzen Buchstaben NANOROBO AG und darunter dem Wahlspruch in weit leuchtendem Gold: DEM MENSCHEN ZU DIENEN – er konnte ihm nicht entgehen, mußte ihn mit hineinragen in sein Büro, sobald der Bildschirm neben dem Eingang sein lächelndes Gesicht erkannt, ihn als Berechtigten identifiziert hatte, hinein in den immer gleichen seifigen Geruch fensterloser Flure.

Und morgen der erste Auftritt, die Vorstellung des neuen Unternehmens Nanorobo und seiner Produkte, seiner Forschung. Er hatte seine Rolle gelernt für die Pressekonferenz, hatte die in einem Band gesammelten vorstellbaren Fragen mit den korrekten Antworten tagelang studiert. Es hatte eine Probeaufführung gegeben, denn was verstand er schon von den Erzeugnissen, ihrer Anwendung und Wirkungsweise? Man war zufrieden gewesen mit seinem Spiel, seiner Mimik, dem sparsamen Gebrauch der Hände. Mit seiner Sprache.

Er hatte schlecht geschlafen, war lange vor der Zeit in dem großen Saal des Kongreßzentrums gewesen, hatte alles überprüft, die Höhe des Rednerpults, angepaßt an die günstigste Sehentfernung seiner Brille, die Mikrophone, die Beleuchtung, die Scheinwerfer, nicht zu grell, es war wichtig, das Publikum erkennen zu können, die Gesichter in den ersten Reihen, um nicht in dem Gefühl des einsamen Rufers in der Nacht verloren zu gehen, die Worte, die Pointen notfalls einer

unerwarteten Stimmungsänderung anpassen zu können. Man würde auf ihn blicken. Auf ihn kam es an. Auf Kurt Anderland.

Und es lief, wie er es vorausgesehen hatte. Er hatte seinen Text gesprochen. Nur die ersten Worte etwas gepreßt. Er hätte gern seine Stirn mit dem Taschentuch abgetupft, ließ es aber. Er unterdrückte ein Räuspern. Er sah die Gesichter in den ersten Reihen, unbewegt, aber nicht abweisend, die Gesichter in den hinteren Reihen, zerfließend zu hellen, milchigen Scheiben. Gesichter, ihm zugewandt. Und er hörte seine Stimme, allmählich freier werdend, fließend durch das Schweigen hindurch, gelassener. Er hatte seinen Text gelernt, den Rhythmus, die Modulation der Sätze. Als rezitierte er seine Poesie des Glücks. Und er kam an. Er las die sich ausbreitende Sympathie in den Gesichtern, die Zustimmung, das Wohlwollen, die sich öffnende Glaubensbereitschaft, in die seine Stimme sich einschmeichelte. Und er genoß die Verführung. Er warf sich dem Beifall entgegen, wartete auf den kurzen Moment des Rausches. Er kannte sie, diese ekstatischen Aufladungen vor dem Ermatten, das den Geist in einen glücklichen Schwebезustand entläßt. Er hatte immer schon als guter Redner gegolten. Aber das Gefühl der Überlegenheit, der Macht über das Auditorium, wollte sich diesmal nicht einstellen. Ein Gesicht wies ihn zurück. Es war aus der Mauer des Publikums herausgewachsen, ihm entgegen. Er wollte es fortwischen, zurückkehren in den Akt der Verführung seiner Zuhörer. Das Gesicht paßte nicht hierher. Es schwebte vor ihm, greifbar fast. Es bewegte die Lippen, wollte etwas sagen, wartete nur, daß der Beifall sich legte. Die Bewegung der Lippen wurde fordernder, ließ sich nicht verdrängen. Bis Anderland verstand. Das Publikum blieb freundlich. Er antwortete ihm, durch die Worte des Gesichtes hindurch, mechanisch, korrekt, auswendig gelernte Sätze,

deren Sinn sich in dem Gesicht verloren hatte. Sie gehörten nicht zu ihm. Doch es kam nicht mehr darauf an. Er hielt den Erfolg den Fragen entgegen, solange es noch ging. Eine Trophäe, die unter seinen Händen zerfloß. Am Ende waren seine Hände leer. Niemand hatte es bemerkt.

Treuer klopfte ihm auf die Schulter. Dumpfe, hohle Schläge.

»Wie war's?« Er hatte Valerie in München angerufen.

»Widerlich!«

»Kein Erfolg?«

»Erfolg?« Das Wort dehnte sich zwischen seinen Zähnen.

»Wolfer hat mich angesehen. Er ließ sich nicht abschütteln, drängte aus dem Beifall klatschenden Publikum auf mich zu und sah mich an. Er bewegte die Lippen durch den Lärm hindurch und sprach auf mich ein. Bis ich verstand. Diesen Satz: ›Das schlimmste ist, das eigene Bild im Spiegel nicht mehr zu ertragen.‹ Du wirst dich nicht erinnern. Siegfried Wolfer hat ihn auf den letzten Seiten des Tagebuchs seines Vaters entdeckt. Er hat ihn bis zu seinem Lebensende verfolgt. Während ich den Beifall genießen wollte, schleuderte, nein, spuckte Wolfer mir diesen Satz ins Gesicht. Und ich stand an meinem Rednerpult und mußte lächeln. Und willst du wissen, Valerie, warum Wolfer mich ansah?

Solange ich das alteingeführte Produktprogramm, das Hartmann-Programm eben, vorstellte, war alles in Ordnung. Aber – niemand hörte mir zu. Man hatte mich gewarnt: ›Nur ganz kurz! Das interessiert keinen!‹ – ›Obwohl es das einzige ist, was Geld bringt?‹ – ›Altes Geld, kein neues!‹

Ich sprach also nur kurz über die alten und lang über die neuen und über Produkte, die es noch gar nicht gibt. Sie lassen sich beschreiben. Wir wissen ja, wie sie aussehen, wie man sie anwendet, wie sie wirken – und da hätte man im Saal eine

Stecknadel fallen hören können –, da hörten alle zu. Aber sie hörten nur, was sie hören wollten, hörten, daß ich von Erwartungen sprach, von Hoffnung und Zuversicht, von Zukunft. Und niemand stellte die Frage, wann denn die Zukunft beginnen würde. Morgen natürlich. Nicht übermorgen, nicht in zehn Jahren oder am Sankt-Nimmerleins-Tag. Dafür hatte ich die Zukunft zu präzise beschrieben, so, wie man es von mir erwartet hatte.

Ich selbst bin darauf reingefallen, als Beurle mir die medizinischen Wunderwerke erklärt hatte, als stünde die Markteinführung unmittelbar bevor. Und nun sitze ich mit ihnen in der Zeitfalle und kann nur hoffen – «

»Du kannst doch noch immer aussteigen!«

»Treuer würde mich schadenersatzpflichtig machen. Das könnte ich nicht bezahlen. Und so bleibt nichts anderes übrig, als weiterzumachen und zu versuchen, in den Präsentationen noch deutlicher zu unterscheiden zwischen Wirklichkeit und Traum – auch wenn niemand den Unterschied verstehen will.«

»Ich werde dich ansehen«, hatte sie gesagt, »damit du an was anderes denken kannst, während du sprichst.«

Valerie war nach Frankfurt gekommen, ohne es ihm zu sagen. Sie saß in der letzten Reihe, ganz rechts. Über ihrem Kopf schwebte ein Scheinwerfer, stieß ihm sein Licht in die Augen, blendete ihr Gesicht aus. Der Saal faßte zweihundert Menschen. Von Zeit zu Zeit tauchten Computerbilder an den Wänden auf, lenkten von seinen Worten ab. Dann konnte er in die rechte hintere Ecke sprechen, in dieses vom Licht ausgesparte Loch, in dem er sie vermutete. Sein Text mußte sie langweilen. Ob sie ihm trotzdem zuhörte? Er versuchte seiner Sprache die Klangfarbe zu geben, die sie mochte. Börsensprache, mit einem hauchdünnen Überzug von

Zärtlichkeit. Sie ließ auch andere aufhorchen. Er spürte es, glaubte für einen kurzen Augenblick eine veränderte Farbe der Stille wahrzunehmen, die ihn diesen Überzug sogleich abstreifen und in einer übertriebenen metallischen Härte versenken ließ. Aber dieser schroffe Wechsel kam an, schien seinem Vortrag die gewünschte Dynamik zu verleihen, in der sein Publikum sich verfiel.

Und an dieser Stelle spätestens war er soweit, daß das Spiel mit den Zuhörern, die Raffinesse des Seelenfängers, ihm Spaß machte. Und das Publikum, die skeptischen Analysten, Anlageberater, Fondsmanager, diese Eingeborenen elitärer Biotope mit den Namen Wallstreet, London oder Frankfurt, zeigten sich dankbar. Sie hatten ihre Show, hatten sich nicht gelangweilt. Das war allerdings noch kein Grund, die neue Aktie der Nanorobo AG auf die Empfehlungslisten zu setzen.

Anderlands Lächeln hielt dem Beifall stand. Es hielt auch den Fragen stand, spitz, scharf, zielsicher und doch nicht ohne Wohlwollen auf ihn abgeschossen. Nur die eine Frage wurde nicht gestellt. Er gab die Antworten, die man erwartet hatte, mit dem ebenso erwarteten Witz, um die Lacher zu gewinnen und die mehr und mehr um sich greifende latente Fröhlichkeit weiter anzuheizen. Bis zuletzt noch ein Spaßvogel aus der vordersten Reihe ihm zurief: »Anderland? Heißt das nicht – « – »Another country!« fiel er ihm ins Wort. Und mit leicht erhobener Stimme ergänzte er: »Drum!« und hatte noch einmal die Lacher auf seiner Seite, die bereits aufgestanden waren, um den im Nebensaal bereitstehenden gefüllten Gläsern und dem Büffet zuzustreben.

Der Saal des »Bayerischen Hof« in München war vollbesetzt. Nur wenige Plätze in den hinteren Reihen waren frei geblieben. Er brauchte nicht nach ihrem Gesicht zu suchen. »Einmal genügt!« hatte sie gesagt.

Er brauchte nur das eingeübte Stück gegen die Scheinwerfer anzuspielen, die gebleichten Gesichter in den ersten Reihen anzusprechen, jedes einzelne Gesicht, als gälte der Vortrag ihm allein. Er funktionierte, bis in jede Handbewegung hinein, die einstudierte Mimik und das aus diszipliniertem Ernst hochgezogene Lächeln am Ende des Beifalls. Der fiel nüchterner aus als in Frankfurt, aber nicht minder zustimmungsbereit, mit häufigerem Nicken der Köpfe. Er zählte die Sekunden des Applauses: fast gleich, ein, höchstens zwei Sekunden weniger als gestern. Treuer war zufrieden.

»Tolle Stimmung am Büffet! Viele bekannte Gesichter, Anderland!«

Die Gäste hatten sich Zeit gelassen. Es war spät geworden, als er Treuer an der Bar wiedertraf. Immer das gleiche Gesicht, dachte er, rund, faltenlos. Wenn es auch bei ihm diese Wechsel gab, Stimmungsschwankungen, Wetterstürze, mußten sich ihre Spuren in tieferen Schichten eingraben. Er wäre lieber allein gewesen. »Wunderbar, Anderland, wie machen Sie das bloß?«

»Ich frage mich nicht«, platzte es aus ihm heraus, »wie ich das mache, sondern was ich hier eigentlich mache. Nehmen Sie einmal an, ich würde in fünf Jahren die Millionen haben, die Sie mir vorgerechnet haben. Schön und gut! Und nehmen Sie ferner an, ich würde dann weitermachen. Warum? Weil ich

mich langweilte, weil ich nicht wüßte, was ich sonst mit mir anfangen sollte. Mein Vermögen könnte sich verdoppeln.«

»War doch nicht schlecht«, sagte Treuer leichthin.

»Und was, zum Teufel, finge ich damit an? Die Frage würde mich nervös machen. Ich hätte ein Problem. Meine gescheiterte Ehe ist kinderlos geblieben. Sonstige Verwandte habe ich nicht. Ich könnte zum großzügigen Spender werden. Gute Zwecke gibt es genug. Aber langweilen würde mich das auch. Ich würde hinter meiner Zeitung vor mich hin dösen, meinen Whisky schlürfen und mir selbst beim Altern zusehen. Und dafür, Treuer, kotze ich mir nun Tag für Tag die Seele aus dem Leib?«

»Immerhin haben Sie noch eine«, sagte Treuer ruhig.

»Früher habe ich ganz gern gelesen, Romane, schöne Literatur, Klassiker, und in der Gegenwartsliteratur war ich sozusagen auf dem laufenden. Wann hat das aufgehört? So nach und nach? Vor zehn Jahren? Vor zwanzig? Damals habe ich noch gesagt: wenn ich erst in Pension bin – ! Alles Quatsch! Die Wahrheit ist, ich hab's verlernt. Keine zwei Seiten könnte ich noch lesen. Und das schlimmste ist, es tut mir nicht mal leid. Und das Theater? Allenfalls ein albernes Musical. Bei jedem Drama schlief ich ein. Und der Sport? Das Wandern? Früher bin ich regelmäßig gewandert, am liebsten in den Bergen. Jetzt wandere ich vom Parkplatz zum Büro, vom Büro zum Parkplatz. Oder an einem Strand im Urlaub ein paar Schritte auf und ab, sehe den Wellen zu oder den jungen Mädchen und stelle mir die Männer vor, die sie lieben werden, mit diesem feinen Schmerz in der Magenrube, wenn die Blicke der Mädchen über mich hinweggehen. Verdammt, Treuer – und dafür locken wir die Menschen mit unseren Tricks in unsere Fallen, damit unsere Aktien und Gewinnbeteiligungen Früchte tragen, die wir niemals essen könnten, und wenn wir zweihundert Jahre alt würden.«

Er hätte am liebsten seinen Kopf auf die Bartheke gelegt, hätte die Augen geschlossen und wäre eingeschlafen. Treuer hatte die ganze Zeit geschwiegen, hatte zwei oder drei Whisky geschlürft und vor sich hin gestarrt, als warte er darauf, daß das Wetter sich verziehen, der Himmel aufklaren würde. Anderland erwartete keine Antwort.

»Mann! Mann! Mann! Anderland! So eine Predigt hab ich seit meiner Kindheit nicht mehr bekommen! Im Ernst, Sie erinnern mich an meinen Vater, glauben Sie das? Den Vater meiner frühen Jahre. Ich habe ihm nie geantwortet, hab seine Reden einfach ablaufen lassen. Aber irgendwie – klingt komisch, ich weiß –, irgendwie hab ich diese Predigten genossen. Ich fühlte mich wichtig, wenn Sie wissen, was ich meine, ernstgenommen. Und so – na ja, so ähnlich hab ich mich eben auch gefühlt.«

»Ja, aber sagen Sie's mir doch. Warum tun Sie das?«

»Warum ich tue, was ich tue? Vermutlich, weil es mir Spaß macht. Was ich mal mit dem vielen Geld machen werde? Ich weiß es nicht. Hat noch Zeit, meine ich. Aber da wir gerade mal so beim Quatschen sind, will ich Ihnen auch was gestehen. Vor drei Jahren muß das gewesen sein. Ich hatte so eine Phase, na, Sie wissen schon, ›Midlife-crisis‹ oder so was. Sie kennen das sicher.«

»Nicht nur in der Mitte des Lebens. Krisen gab's öfter.«

»Ich war erkältet, mag sein, daß ich Fieber hatte. Und da fiel mir ein, daß es für mich eigentlich nur noch ein Ziel gab: meine Beerdigung. Alles andere, was ich im Leben so erreichen wollte, hatte ich erreicht. Ich versuchte, mir meine Beerdigung vorzustellen, den Leichenbestatter, der hinter meinem Sarg hertrötet, bemüht, die Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Wer sonst? Und wo war eigentlich mein Grab? Oder meine Urne? An diesem Tag nahm ich mir vor zu heiraten. Ein Anfall von Schwachsinn! Ich

wußte genau, für die Ehe bin ich nicht geschaffen. Allein die Vorstellung, jeden Abend schön ordentlich mit einer Ehefrau ins Bett gehen zu müssen – nichts für mich, Anderland! Aber ich hatte es mir nun mal vorgenommen. Ich müßte nur eine Frau finden. Ich hatte doch sonst niemand. Schon am zweiten Tag begegnete mir in einem Geschäft in der Maximilianstraße eine gepflegte junge Frau mit fröhlichen Augen. Ich lud sie zum Essen ein. Es schien alles zu passen. Nach ein paar Tagen machte ich ihr einen Antrag. Sie lachte mich aus. Ob ich nicht wüßte, daß sie verheiratet sei? Ihr Mann komme übrigens morgen von seiner Reise zurück. Es habe ihr Spaß gemacht. Und vielleicht ergebe sich wieder mal die Gelegenheit... Ich war der Katastrophe entkommen, kaufte mir eine Grabstelle auf dem Waldfriedhof, unterschrieb einen Vertrag, der sicherstellen soll, daß mein Grab immer so aussieht, als würde es regelmäßig besucht. Zwanzig Jahre lang, mit Verlängerungsmöglichkeit.«

Er nahm einen langen Schluck aus seinem Whiskyglas.

»Blöde Geschichte. Übrigens: ich hab vorhin den Börsenticker gesehen. Der Dax dümpelt, aber Nanorobo hat seit Anfang der Woche fast fünfzig Prozent gutgemacht. Und Sie, Anderland, feiern die Zeitungen wie einen Popsänger, mit Fotos in voller Aktion und allem Klimbim!«

»Mit dem ›Oh!‹, mit dem die Menge eine platzende Rakete bewundert, die zwei Minuten später auf Nimmerwiedersehen in der Nacht verschwunden ist.«

Treuer lachte so laut und künstlich auf, daß die anderen Gäste in der Bar sich nach ihm umdrehten. Treuer schien das zu genießen, denn er antwortete ihm, immer noch lächelnd, mit einer tragenden Stimme, als gälte es ein fernes Auditorium zu erreichen.

»Und deshalb brauche ich etwas, wenn schon kein Denkmal, dann wenigstens einen teuren Grabstein, ehe ich unbemerkt in die Nacht verschwinde!«

Er schlug Anderland auf die Schulter: »Hat mir Spaß gemacht, mit Ihnen ein bißchen zu spinnen, Anderland!«

Er verbeugte sich leicht, vor Anderland, vor seinem Publikum, winkte dem Barmann zu und ging, etwas breitbeinig, aber mit noch sicheren Schritten hinaus.

»Noch immer nichts?« Er rief Valerie zwei-, drei- mal in der Woche an. »Nichts. Fünf Bewerbungen, keine Antwort.«

»Und das Kündigungsschreiben von Wolfer?«

»Hab mich erkundigt. Bisher hat keiner aus der Abteilung eines bekommen.«

»Erstaunlich. Ich werde mich mal umhören.«

»Aber, bitte – «

»Ich weiß, ich weiß – keine Angst, Valerie.«

Walter Breitfuß war direkt am Telefon. »Kurt, wie nett! Gratuliere übrigens! Wie man hört, bekommt ihr ganz schön Wind unter die Flügel bei Hartmann oder Nanorobo oder wie immer der Laden jetzt heißt. Freut mich!«

Er komme, sagte Anderland, am Freitag nach München –

»Da sollten wir uns sehen!« unterbrach ihn Breitfuß. »Freitag abend? Oder am Wochenende? Komm doch am Freitag zum Abendessen! Sans façon! Meine Frau wird sich freuen. Und – keine Sorge, sie versteht, wenn wir nach dem Essen ein wenig unter uns sein wollen. Um sieben?«

Heimlich hatte er Walter oft um diese Frau beneidet oder, besser, um seine Ehe. So hätte er gern gelebt. Über dreißig Jahre schon. Das Haus strahlte Wärme aus, Herzlichkeit, eine tief verankerte, natürliche Harmonie. Er war immer gern zu Walter gekommen, war manchmal einfach so hereingeplatzt. Nie hatte er das Gefühl gehabt, ungelegen zu kommen. Die beiden nahmen ihn mit Freundlichkeit und Humor auf.

Frau Breitfuß brachte ihnen den Kaffee in ein kleines Nebenzimmer.

»Wenn ihr noch was braucht...«, lächelte sie und schloß die Tür.

»Übertreib's nicht...«, lachte Walter. Er schenkte den Cognac ein.

»Also, was gibt's Neues, Kurt?«

»Das wollte ich dich fragen. Es ist still geworden um Wolfer. Man liest, sieht und hört nichts.«

Breitfuß grinste in sein Glas hinein. »Ich hab es nicht eilig. Na ja, einfach ist es nicht, die befohlene Demontage von Wolfer hinzuziehen. Es gibt natürlich Ärger mit den Großaktionären von Modern Technology.«

»Und Scharfer?«

»Sitzt dazwischen. Aber er hält sich besser, als ich ihm zugetraut hatte. Er übermittelt mir das Mißfallen seiner Gesellschafter mit strengem Gesicht. Aber wenn ich ihm dann erkläre, es könne in niemandes Interesse sein, Vermögenswerte zu verschleudern, das wäre ja geradezu »negativer Shareholdervalue« und deshalb müsse man behutsam vorgehen, dann kneift er ein Auge zusammen und erlaubt sich ein flüchtiges Grinsen. Es gehört zum Ritual unserer regelmäßigen Gespräche, daß er danach erneut sein strenges Gesicht aufsetzt, so als würde er beobachtet, um mir zu sagen, man könne doch wenigstens die teuren Stabsabteilungen auflösen, die Leute entlassen, das brächte immerhin schon was. Worauf er mit dem gleichen zusammengekniffenen Auge meine stereotype Antwort empfängt: um die großen operativen Sparten optimal veräußern zu können, müßten diese ihre Geschäfte auf vollen Touren und mit den besten vorstellbaren Ergebnissen betreiben. Dafür brauchten sie die volle Unterstützung unserer Stabsabteilungen. Das Spiel läßt sich natürlich nicht ewig durchhalten.«

»Und was bezweckst du damit?«

»Es hat auch Vorteile, nur noch wenige Jahre von der Pensionsgrenze entfernt zu sein. Man will nichts mehr werden und kann es sich leisten, seinen Ehrgeiz nach dem eigenen Kompaß auszurichten. Noch einen Cognac?«

Anderland schüttelte den Kopf, sah Breitfuß nicht an dabei.
»Nein, danke!«

Breitfuß goß sich nach, gerade so viel, daß es für einen Schluck reichte.

»Ich brauch dir nicht zu sagen, Kurt, daß ich die mir übertragenen Aufgaben nach besten Kräften, pflichtgemäß und loyal erfüllen werde. So sind wir nun mal erzogen. Und wenn ich mir dabei etwas mehr Zeit lasse, als meinen Auftraggebern lieb ist, braucht das nicht zu deren Nachteil zu sein. Ich habe aber den Ehrgeiz, unsere Mitarbeiter, die alten ›Wolferianer‹, so wenig wie möglich unter den Folgen von Entscheidungen leiden zu lassen, für die sie nichts können und die sie nicht verstehen. Deshalb möchte ich möglichst vielen die notwendige Zeit geben, sich nach anderen Stellen, anderen Lebenschancen umzusehen. Ich glaube, das hat man im Unternehmen verstanden.«

»Und Scharfer?«

»Scharfer ist ein viel zu alter Fuhrmann, um das nicht auch verstanden zu haben.«

»Und gebilligt zu haben?«

»Ich glaube, ja. Wir haben darüber nicht gesprochen, aber ich bin sicher, als alter Troupier hat er ein Gefühl dafür behalten, was es heißt, für eine Mannschaft verantwortlich zu sein.«

»Du scheinst ihn besser zu kennen als ich.«

»Ich habe versucht, ihn zu nehmen, wie er ist oder wie es seine Position von ihm verlangt, ohne Vorurteil.«

»Verdammt noch mal, Walter – jetzt brauche ich doch noch einen Cognac!« Er hielt Walter sein Glas hin. Der goß es halb voll, schenkte auch sich noch einmal nach.

»Aber, Kurt – das sollte keine Kritik an dir sein!«

»Sollte nicht, war es aber. Und, verdammt noch mal, du hattest recht. Auf dein Wohl, und danke, Walter!« Er nahm einen großen Schluck, schüttelte sich ein bißchen.

»Es war ein Fehler zurückzutreten. Man läuft nicht einfach so davon. Aber das war nicht mein einziger Fehler.«

»Lassen wir das, bitte, Kurt, sonst trauern wir noch gemeinsam und besaufen uns. Ich wollte, um das Kapitel abzuschließen, dir nur noch erzählen, daß ich mich auch hier oder da als Stellenvermittler betätige, manchmal sogar für ganze Abteilungen. So habe ich zum Beispiel die Werbefirma Gary & Gary in München, du erinnerst dich, wir haben sie für Wolfer häufig beschäftigt, dafür gewonnen, unsere Werbeabteilung komplett zu übernehmen. Jeder Mitarbeiter dieser Abteilung wird in den nächsten Tagen ein Angebot bekommen, zu vergleichbaren Bedingungen. Es ist besser, nicht darüber zu reden. Aber offen gestanden, es macht mir Spaß.«

»Kann ich mir denken. Weißt du, Walter, ich habe zu lange am Steuer einer gut geölten Maschine gesessen, die läuft und läuft. Man hält sich am Steuer fest und denkt nicht mehr darüber nach, ob es etwas geben könnte, was sich besser machen ließe. Die Maschine läuft doch. Und irgendwann kommt ein Nachfolger, und plötzlich fällt es einem wie Schuppen von den Augen. Aber dann ist es leider zu spät. Die meisten mögen deshalb ihre Nachfolger nicht. Ich mag ihn.«

»Nett gesagt, Kurt! Aber jetzt lassen wir den Quatsch, ja? Was macht deine Freundin? Hast du mir nicht erzählt – «

»Lange vorbei, Walter.«

»Ich hab's befürchtet. Tut mir leid.«

»Das konnte ja nicht lange gutgehen – bei dem Altersunterschied.«

»Gibt es eine Nachfolgerin?«

»Nicht in Sicht.«

Er ließ es dreimal läuten. Der Anrufbeantworter schaltete sich ein. Valeries metallisch verfremdete Stimme. Er blickte auf seine Uhr: halb zwei. Der Signalton.

»Ich bin in München. Alles in Ordnung. Ruf mich an, bitte!«

Sie rief am Morgen zurück. Seine Uhr zeigte kurz vor halb elf. Er hatte gerade die Lektüre der Samstagsausgaben von FAZ und Süddeutscher beendet.

»Kurt! Kann ich gleich rüberkommen?«

»So schnell wie möglich!«

Sie strahlte ihm entgegen. Jetzt erst merkte er, wie sehr er sie vermißte. Ihr kurzer Rock, ihre dünn bestrumpften Beine – Folterwerkzeuge! Er bemühte sich, nicht hinzusehen. Sie setzte sich ihm gegenüber. Das machte es nicht leichter.

Sie hörte ihm aufmerksam zu. Er bemerkte, daß ihre Wangen sich röteten. Sie hielt ihn mit den Augen fest, Augen, in denen sich der Zweifel versteckt hatte.

»Und du glaubst, ich brauche keine Sorgen mehr zu haben? Keine Bewerbungen mehr?«

»Ich bin ziemlich sicher.«

Eine Weile schwiegen sie sich an.

»Gefall ich dir noch?«

»Viel zu sehr!«

Sie lachte: »Keine Schwarzwaldwitwe?«

»Keine. Und du?«

»Im Fitneßcenter lächelt mir immer ein Mann zu. Dein Alter ungefähr.«

»Und?«

»Ich lächle nicht zurück. Von der Sorte habe ich gerade genug. Da könnte ich ja gleich wieder mit dir schlafen!«

»Das ließe sich machen. Heute nacht?«

Sie legte lächelnd die Stirn in Falten, wiegte den Kopf hin und her: »Warum nicht? – Die Nacht ist zwar noch weit weg – «

»Ich könnte die Rolläden herunterlassen. Ein Knopfdruck...«, er ging an eine Schalttafel, drückte auf einen roten Knopf, »siehst du, so«, ringsum in allen Räumen des Erdgeschosses senkten sich die Rolläden gleichmäßig herab, »eine Sicherheitseinrichtung, sehr sinnvoll, nicht? – Und schon ist es Nacht...«

»Von Zeit zu Zeit«, sagte sie, da war etwa eine Stunde vergangen, »so etwa zweimal in der Woche, ruft Treuer an, lädt mich zum Abendessen ein.«

»Und?«

»An dem Abend habe ich immer gerade keine Zeit. Dann lacht er. Er kennt das. Es ist schon so eine Art Spiel geworden. Manchmal schickt er mir Rosen, für die ich mich nie bedanke. Auch das gehört dazu. Und jedesmal erkundigt er sich, ob mir Wolfer schon gekündigt hat. So schleicht er um das Beutetier herum wie eine Hyäne, hofft auf meine Wehrlosigkeit.«

»Der wird enttäuscht sein!«

»Vermutlich – aber er wird das Spiel nicht aufgeben und weiter hoffen...«

»Auf was?«

»Auf irgendeine Katastrophe, die ihm die Rolle des Retters schenken könnte. Der ist zäh, Kurt, was der sich in den Kopf gesetzt hat... Erinnerst du dich an das Szenario, das ich dir an dem denkwürdigen Tag unserer Trennung geschildert hatte? Heute hätte ich dafür einen anderen, einen wahrscheinlicheren

Schluß. Willst du ihn hören?« Sie wartete seine Antwort nicht ab, es sprudelte aus ihr heraus: »Vermutlich würde Treuer dir vorschlagen, alles so zu lassen, wie es ist mit uns. Streng vertraulich natürlich. Vorausgesetzt, er würde an dem Vergnügen mit einem fairen Anteil beteiligt werden.«

»Eine ›menage-à-trois‹, meinst du das?«

»So was Ähnliches, ja.«

»Geht da nicht die Phantasie mit dir durch, Valerie?«

»Es macht mir manchmal einfach Spaß, mir vorzustellen, was in Treuers Kopf vorgehen mag.«

»Auch gruselige Vorstellungen können ihren Reiz haben.«

»Es wäre besser, Kurt, wenn du öfter nach München kämst.«

»Scheint mir auch so.«

»Das würde natürlich nichts an unserer Trennung ändern...«

»Natürlich nicht. Und die Rolläden sind sowieso meistens unten, seit ich hier nicht mehr ständig wohne.«

»Das fällt also niemandem auf?«

»Nicht einmal uns!«

Aus dem Bericht über das erste Geschäftsjahr der Nanorobo AG:

»Das erste Geschäftsjahr der Gesellschaft hat unsere Erwartungen weit übertroffen. Der Umsatz stieg, statt der erwarteten 50 %, um 91 %, das Ergebnis aus gewöhnlicher Geschäftstätigkeit sogar um 110 %, statt 60 %. Wir sind zuversichtlich, daß sich das Wachstum des Umsatzes und des Ergebnisses im laufenden Geschäftsjahr fortsetzen wird.

Dazu wird die Einführung neuer Produkte ebenso beitragen wie die dramatische Ausweitung unseres internationalen Geschäfts. Hier liegen unsere Hauptabsatzgebiete in den Ländern Nord- und Südamerikas, Ostasiens, des Nahen Ostens und in Rußland. Wichtige Lizenzabkommen konnten in Rußland und China abgeschlossen werden. Sie zeigen, daß sich unsere Produkte bereits nach einem Jahr, ebenso wie unsere bewährten Industrieroboter, weltweiter Wertschätzung erfreuen.

Wir freuen uns daher, unseren Aktionären auf der bevorstehenden Hauptversammlung die Zahlung einer ersten Dividende von 8 DM je Aktie vorschlagen zu können...«

»Gut gemacht, Anderland!« Anderland sah den Schlag der breiten Pranke Treuers kommen, wich ihm durch ein leichtes Einknicken seines Oberkörpers etwas aus, so daß dessen Wucht gemildert wurde. Der Schmerz hielt sich dennoch für einige Minuten in seiner rheumatischen Schulter.

»Danke!«

»Jetzt muß nachgelegt werden! So bald wie möglich! Der Aktienkurs hinkt der Einwicklung hinterher. Für andere mag

eine Verdopplung in zwölf Monaten ganz schön sein. Ich denke in anderen Größenordnungen, Anderland! Das Drei- bis Vierfache sollte drin sein. Meinen Sie nicht?«

»Man kann nicht dauernd nachlegen, Herr Treuer. Unsere Produkte – «

»Wer spricht von Produkten?« lachte Treuer. »Wir brauchen Geschichten, Stories, die die Phantasie anheizen, die Gier, die Angst, etwas zu verpassen. Das zählt an der Börse.«

»Aber irgendwann wird man gefragt werden, was aus der Geschichte geworden ist. Und dann – «

»Dann hat man längst eine neue Geschichte zu erzählen! So verdient man Geld, Anderland, mit Geschichten, nicht mit Produkten. Tausend und eine Nachts das ist es, was die Leute wollen. Dafür geben sie ihr Geld aus!«

»Bis der Turm zu Babel einstürzt!«

»Sind Sie sicher, daß Sie den richtigen Beruf haben, Herr Anderland?«

»Vielleicht habe ich nicht die richtige Phantasie für diesen Beruf, Herr Treuer.«

»Da kann ich Ihnen jederzeit aushelfen, Anderland!«

»Kurt? Ruf mich nicht im Büro an – bitte!«

»Nur ganz schnell, Valerie: willst du mit nach Rom? Ich muß mal acht Tage ausspannen, meine Augen, meinen Kopf mit Schönem füllen. Will übermorgen nachmittag, Sonntag also, fliegen und nächsten Sonntag zurückkommen. Hab eine Suite im Hassler-Hotel bestellt, mit Blick über die Stadt. Wie klingt das?«

»Herrlich! Aber es geht nicht! Hab doch gerade hier angefangen. Ich könnte höchstens Freitag abend nachkommen. Bis Sonntag.«

»Besser als nichts! Sag mir durch, wann du ankommst! Ich hol dich ab!«

»Auf deiner Handy-Nummer?«

»Am besten, ja.«

»Ich ruf Donnerstag an! Tschüs!«

Er ließ sich treiben, durch das wäßrige Blau der Frühsommertage, die melodischen Stimmen milder Abende. Er genoß es, kein Ziel zu haben, kein Programm, die unerwartete Freude, auf einem Platz, dessen Name ihm gleichgültig war, vor einer Kirche zu stehen, einem Palazzo, einem Relikt antiker Architektur, und nur staunen zu dürfen, sich setzen zu können, ein Glas Wein zu trinken, den Tauben zuzusehen oder den vorbeiflanierenden Römerinnen. Nicht dazugehören und doch nicht fremd zu sein. Und sich auf Valerie zu freuen.

Und ehe er es sich versah, war Donnerstag. Er hatte sein Handy geladen, hatte sich vergewissert, daß er es in die Jackentasche gesteckt hatte, ehe er nach dem Frühstück das Hotel verließ.

Er schlenderte langsam die »Spanische Treppe« hinunter, Stufe für Stufe, von Zeit zu Zeit stehenbleibend und das immer wieder wechselnde Licht über den Dächern bewundernd. Nicht einmal das Geknatter der Motorräder störte. Es gehörte dazu. Auf halber Höhe: das schrille Signal aus seiner Tasche. Er fuhr zusammen, zögerte. Der Ton paßte nicht hierher. Auf dem kurzen Weg vom Hotel bis hierher hatte er Valerie vergessen. Er zog das Handy aus der Tasche, blickte sich um, als müßte er sich entschuldigen. Drei Stufen unter ihm: ein in einem langen Kuß versunkenes Paar; rechts ein Mann, in seinem Alter etwa, mit einer Zeitung; links ein Mann und eine Frau, Japaner vermutlich, die einander abwechselnd fotografierten; Passanten, eilige und gemächliche, treppauf und treppab. Niemand schien von ihm Notiz zu nehmen. Er meldete sich:

»Valerie?«

Eine vertraute Stimme aus einer fremden Welt: »Herr Dr. Anderland, es tut mir leid!«

Er machte eine Bewegung mit der Hand, hätte die Stimme gern gelöscht.

»Was gibt's, Frau Gohlke?« Es mußte etwas Wichtiges sein. Frau Gohlke, seine langjährige Sekretärin, er hatte sie von Wolfer mitgebracht, verstand es, sein Privatleben mit Klauen und Zähnen zu verteidigen. Sie störte ihn nie ohne wichtigen Grund.

»Etwas sehr Unangenehmes, Herr Doktor! Leider! Kann mir kein Urteil erlauben, aber es klingt schlimm: ein Schriftstück, eine Klageschrift, glaube ich, einer New Yorker Anwaltsfirma mit Namen ›Scribe, Warer and Noland‹, gerichtet an Sie als ›President and Chief Executive Officer‹ der Nanorobo AG. Man wirft uns vor, eine Reihe von Patenten ihrer Mandanten verletzt zu haben. Sie werden im einzelnen aufgeführt. Ich habe acht Patente gezählt. Insbesondere wirft man uns vor, Lizenzen nach Rußland, China und anderen Ländern für

Nanoverfahren vergeben zu haben, die auf diesen Patenten beruhen. Man verlangt sofortige Unterlassung und Zahlung von Schadenersatz in Höhe von 1 Milliarde Dollar!«

»Nichts fordern ist Faulheit! hätte Wolfer gesagt.«

»Und, Herr Doktor, man macht auch Sie persönlich haftbar.«

»Was sagt Beurle, Frau Gohlke?«

»Ich hab versucht, ihn zu erreichen. Er ist nicht im Büro.«

»Hinterlassen Sie bitte, er soll mich sofort anrufen, sobald er aufgetaucht ist. Man soll ihn suchen. Ich werde sofort zurückfliegen und morgen vormittag im Büro sein. Bitte, Frau Gohlke, unterrichten Sie unseren Rechtsanwalt, wie heißt er gleich – ?«

»Dr. Schönemann.«

»Schönemann möchte mir bitte morgen zur Verfügung stehen, sobald er die Klageschrift gelesen hat. Rufen Sie bitte an, falls es inzwischen was Neues gibt. Und, bitte, Frau Gohlke: bis morgen Schweigepflicht! Keine Panik!«

»Selbstverständlich, Herr Doktor!«

Anderland knickt in den Knien ein. Er setzt sich auf die Stufe, auf der er gerade gestanden hatte.

Eine Milliarde Dollar!

Das Paar vor ihm küßte sich noch immer. Der Japaner hatte sich hingekniet, fotografierte seine Frau von unten herauf. Der Mann zu seiner Rechten las die Zeitung.

Er mußte Valerie anrufen.

Auf einmal lacht es aus ihm heraus: Eine Milliarde Dollar! Treuers Ende! Morgen, spätestens Montag wird der Kurs der Nanorobo-Aktie zusammenbrechen. Es wird Panikverkäufe geben. Die Aktien werden angeboten werden wie Sauerbier!

Er sieht Flammen aus dem Schornstein schlagen, in dem Treuers Zigmillionen verbrennen, sieht Aschewolken in den Himmel steigen...

Ist das Treuers Ende?

Hungern wird er nicht. Er wird schon noch einige Spargroschen haben. Und die Asche fällt ihm nicht auf den Kopf. Er steht weit genug entfernt, sieht sich das Schauspiel an. Ärgerlich! Aber was soll's? Man kann nicht immer gewinnen. Treuer wird zusehen, wie die Asche ihn, Anderland, begräbt.

Geschieht ihm recht! wird er sagen. Er wird sich abwenden, mit den Schultern zucken: ein paar Häuser weiter wartet das nächste Spiel. Macht doch Spaß, das Leben!

Und Nanorobo?

Zur Hölle damit! wird er sagen und lachen.

Hartmanns Ende?

Anderlands Ende?

Eine Milliarde Dollar! »Man macht Sie auch persönlich haftbar!«

Das Ende von allem? Konkurs?

Wenn die Amerikaner es ernst meinen... Vielleicht ist das Ganze ein Bluff. Morgen wird er mit seinem Anwalt sprechen. Wieviel braucht man eigentlich zum Leben? Wie rechnet man das aus?

Und Valerie?

Er wählt ihre Nummer. Keine Antwort. Er wählt ihre Büronummer. Eine Kollegin antwortet: Valerie sei seit Dienstag nicht im Büro erschienen. Näheres wisse sie nicht. Er ruft noch einmal ihre Nummer an, spricht auf ihren Anrufbeantworter: Er müsse sofort nach Hause fliegen, werde sich am Wochenende telefonisch melden.

Er mußte ins Hotel zurückgehen, Koffer packen, seinen Flug umbuchen. Er saß noch immer auf der Steinstufe, hatte den Kopf in beide Hände gelegt, die Ellbogen auf die Knie gestützt. Er konnte sich nicht entschließen, aufzustehen, all die Dinge zu tun, die er tun mußte. Er sah den Schwalben zu. Am Fuß der Treppe bauten Blumenverkäufer ihre Sträuße auf.

Der Mann neben ihm war in seine Zeitung vertieft. Das Paar lag sich noch immer in den Armen. Die Japaner waren gegangen. Wäre Valerie hier, er würde mit ihr zu den Blumenhändlern am Fuß der Treppe schlendern und ihr einen Strauß Rosen kaufen.

Es würde ihr leid tun. Vielleicht würde sie ein paar Tränen vergießen. Oder nicht? Er kannte sie einfach nicht gut genug. Wer mag schon Verlierer?

Er nickte dem Mann zu, während er aufstand.

»Ciao!« sagte der Mann und las weiter.

Im Flugzeug ließ er sich die Frankfurter Allgemeine, die Süddeutsche Zeitung, das Handelsblatt geben. Er blätterte die Wirtschaftsteile durch: nichts. Er schlug die Börsenkurse auf: Tendenz schwach, mit wenigen Sonderbewegungen. Nanorobo kletterte auf den höchsten Kurs seit der Börseneinführung. Das war gestern gewesen. Mittwoch. Bei Börsenschluß hatte er im »Cafe Greco« gegessen, hatte einen kurzen Augenflirt mit einer Frau um die Vierzig mit langen, fast schwarzen Haaren gehabt.

Die Maschine landete pünktlich in München, 19.25 Uhr. Sein Koffer lag als erster auf dem Gepäckband. Die Zollkontrolle winkte ihn durch. Am Ausgang wartete einer der drei Firmenfahrer. Anderland hatte individuelle Vorstandsfahrer kurz nach seinem Dienstantritt abgeschafft. Es gab nur noch die Fahrbereitschaft. In der Regel fuhr er selbst.

Kurz vor 23 Uhr war er zu Hause. Er riß die Fenster auf, ging zum Telefon. Keine Nachricht. Er rief Valerie an, erreichte nur ihren Anrufbeantworter: »Bin zu Hause. Bitte ruf zurück! Auch nachts!« sprach er, langsam und deutlich.

Er wachte um fünf Uhr auf. Valerie hatte nicht zurückgerufen.

Anderland bewohnte ein Haus aus den fünfziger Jahren, einen Klinkerbau, in einem Obstgarten am Hang, nur fünfhundert Meter von Hartmann entfernt. Von einer kleinen Terrasse aus konnte er die Dächer der Fabrikhallen und des Bürogebäudes sehen. Das hatte den Ausschlag gegeben bei seinem Entschluß, das Haus zu mieten. Das Gefühl, stets alles unter Kontrolle zu haben.

Kurz vor sieben fuhr er vor dem Bürogebäude vor. Die erste Schicht wanderte in die Hallen. In den Büros begann der Arbeitstag um acht. Alles wie immer. Die ganze Anlage bot ein friedliches, aufgeräumtes Bild.

Anderlands Büro lag Tür an Tür neben Beurles Büro. Beurle würde noch nicht dasein. Anderland öffnete die Tür zu dessen Büro, nur einen Spalt. Der Raum war abgedunkelt, leer und ungelüftet.

Frau Gohlke war schon da. Sie hatte damit gerechnet, daß er früher kommen würde. Die Tür zwischen dem Sekretariat und seinem Büro stand offen. Er brauchte nur hineinzugehen. Einen Augenblick hielt er sich noch im Sekretariat auf, wie immer. Er begrüßte Frau Gohlke, als gäbe es nichts Besonderes. »Ich habe alles auf Ihren Schreibtisch gelegt«, sagte sie. Ihre Augenlider waren gerötet.

»Danke! Das wird ein langer Tag werden, Frau Gohlke.«

Sein Büro wirkte noch immer wie ein Provisorium. Nichts Persönliches. Kein Bild, kein Buch. Er hatte die Möbel übernommen, die er vorgefunden hatte. Sie waren

zweckmäßig, ohne Charakter. Bisher hatte es ihn nicht gestört. Wenn ich mal Zeit habe... Dazu war es noch nicht gekommen.

Auf seinem Schreibtisch lagen mehrere Papierstapel. In der Mitte das Wichtigste. Zuoberst der Schriftsatz aus New York, darunter der Monatsbericht, gut sichtbar in seinem Querformat. Das Deckblatt mit den Kurzkomentaren und anliegend die Zahlentabellen mit den wichtigsten Betriebsdaten: Auftragseingang, Umsatz, Fixkosten, variable Kosten und weiter aufgefächert bis zum sogenannten EBIT, dem Ergebnis vor Zinsen und Steuern. Dazu die Vergleiche zum Plan und zu den Vorperioden. Blatt für Blatt. Zuerst für das Gesamtunternehmen, dann für die Sparten und die Produktlinien. Anderland schob den amerikanischen Schriftsatz beiseite, vertiefte sich in den Bericht und den stolzen Kurzkomentar auf dem ersten Blatt: »Höchster Auftragseingang, höchster Umsatz, bestes Monatsergebnis seit Börseneinführung.« Und weiter: »Der Ergebnisbeitrag der neuen Nanosparte stieg auf 22 Prozent!«

Er las Blatt für Blatt, alles schien zu stimmen. Wolkenloser Himmel! Und daneben der Brief! Nachricht aus einer Gespensterwelt.

Er schob den Monatsbericht widerwillig zur Seite, nahm den Brief zur Hand, begann zu lesen. Schon das Papier, das andere Format, die Schrifttype störten ihn. Er hatte gehofft, Frau Gohlke könnte den Brief falsch verstanden haben. Sie hatte ihn richtig verstanden. Es war alles so, wie sie es ihm gestern am Telefon gesagt hatte.

Er drückte auf die Taste des Sprechapparates: »Hat Beurle sich gemeldet?«

»Noch nicht. Zu Hause meldet sich keiner. Niemand weiß, wo er ist.«

»Finden Sie ihn, Frau Gohlke! So schnell wie möglich! Und verbinden Sie mich bitte mit Treuer!«

Frau Gohlkes Stimme kam bald zurück: »Herr Treuer ist auch nicht zu erreichen. Eine Frau, die Wirtschaftlerin wahrscheinlich, weiß nichts. Er sei wohl verreist. Wohin, wisse sie nicht. Er hat nichts hinterlassen außer Geld, für drei Monate.«

»Jetzt wird's interessant! Bitte, Frau Gohlke, die Herren Hörgut und Schwante, Beurles Vertreter, möchten sofort zu mir kommen. Hat Dr. Schönemann, der Anwalt, sich schon gemeldet?«

»Gerade eben. Er möchte um 10 Uhr kommen.«

»Rufen Sie ihn bitte an. Es ist gerade acht. Wenn's geht, möchte er früher kommen.«

Was noch?

Den Betriebsratsvorsitzenden, Bergdorf, mußte er sprechen, gleich nachdem er Hörgut und Schwante gesehen hatte.

Und dann?

Eine Pressenotiz wird sich nicht vermeiden lassen.

Und eine Frühwarnung an die Börse, noch vor Eröffnung. Eine Milliarde Dollar! Absurd!

Die Herren brauchten keine fünfzehn Minuten. »Haben Sie den Monatsbericht schon gesehen, Herr Anderland?« platzte ein über das ganze Gesicht strahlender Hörgut zur Begrüßung heraus.

»Natürlich! Fabelhaft! Aber wenn Sie das hier gelesen haben, klingt der Bericht wie ein Märchen aus vergangener Zeit.« Anderland reichte den Herren den Brief aus New York über den Tisch. Er ließ ihnen Zeit zum Lesen, beobachtete ihre Gesichter, die Veränderungen der Gesichtsfarben. Hörgut erlebte, Schwantes Gesicht lief rot an.

Anderland wandte sich zuerst an ihn: »Was sagen Sie dazu?«

»Ich – ich weiß nicht, was ich sagen soll...«

»Sind die Vorwürfe berechtigt oder nicht?«

»Ich – weiß nicht. Das könnte nur Herr Beurle beantworten – «

»Der leider unerreichbar ist!« Anderlands Stimme war ungewohnt scharf geworden. »Oder wissen Sie, wo er ist?«

»Nein! Hab ihn vor drei Tagen das letzte Mal gesehen.«

»Sie sind sein Vertreter! Sollten also alles wissen, was in seinem Ressort vorgeht! Lassen Sie mich so fragen: Halten Sie die Patentverletzungen für möglich?«

»Für möglich schon.«

»Für wahrscheinlich?«

»Vielleicht. Aber – «

»Aber?«

»Höchstens in sechs, nicht in acht Fällen!«

»Schwacher Trost! Wissen Sie, was das bedeuten kann? Das Ende von Hartmann oder Nanorobo!«

Über den Sprechapparat meldete sich Frau Gohlke: »Entschuldigen Sie, Herr Anderland. Soeben ist ein Fax eingegangen. Ich glaube, es ist wichtig.«

»Bringen Sie es bitte rein!«

Anderland überflog das Fax, schlug mit der flachen Hand auf die Schreibtischplatte. Die beiden Herren zuckten zusammen, starrten ihn an.

»Kennen Sie die Shanghai Trust and Investment Corporation, Herr Hörgut?«

»Müßte ich nachschlagen. Wir haben viele gute Kunden in Shanghai.«

»Man teilt uns höflichst mit, daß man mit Wirkung vom vergangenen Montag sämtliche Nanorobo-Aktien aus dem Portfolio eines Herrn Paul Treuer erworben habe. Mit dieser Transaktion sei man nun mit 51 % im Besitz der Mehrheit des Kapitals unserer Gesellschaft. Man hoffe auf gute Zusammenarbeit und so weiter. – Montag, meine Herren!«

sagte Anderland leise. »Der Brief aus New York ist gestern, also am Donnerstag eingegangen! Was fällt Ihnen dazu ein?«

»Mir fällt ein«, sagte Schwante, seine Stimme zitterte, »daß Beurle mir am Dienstag erzählt hat, er sei übers Wochenende in München gewesen. Privat. Am Sonntag habe er mit Treuer Golf gespielt.«

»Beurle also! Hab mir's gedacht! Er hatte Freunde drüben! Zwischen der Entscheidung, gegen Nanorobo vorzugehen, und dem Eintreffen des Schreibens der Anwälte bei uns sind mindestens zehn Tage vergangen. Zeit genug, einen guten Freund in Deutschland anzurufen. Leuchtet Ihnen das soweit ein, meine Herren?«

Die beiden nickten nur.

»Was tut einer, der den Tip bekommt? Er verkauft seine Aktien. Und dann seinen Tip. Treuer wird sich erkenntlich gezeigt haben. Bei einem geschätzten Kursgewinn von, sagen wir, mindestens 150 Millionen ist eine Provision von ein paar Millionen locker drin. Meinen Sie nicht? Anschließend spielt man Golf, und jeder geht seiner Wege. Kein Wunder, daß weder Treuer noch Beurle zu erreichen sind. Beurle sonnt sich vermutlich in den Schweizer Bergen. Und Treuer...?«

Verdammt noch mal, meine Herren, wir müssen sie ausfindig machen! Das Schicksal von Nanorobo – ich sage lieber: von Hartmann steht auf dem Spiel!

Würden Sie mich jetzt bitte mit Herrn Hörgut allein lassen, Herr Schwante? Aber halten Sie sich bitte zur Verfügung! Und, bitte, denken Sie nach! Es fällt Ihnen sicher noch was ein.«

Anderland erhob sich kurz, winkte Schwante zur Tür hinaus.

»Ich erwarte den Anwalt, Dr. Schönemann, jeden Augenblick, Herr Hörgut. Wir müssen noch heute morgen eine kurze Presseerklärung herausgeben. Nur die Tatsache, noch keine Stellungnahme, und zugleich eine Mitteilung an die

Börse. Sie muß vor Eröffnung des Handels vorliegen. Sonst kriegen wir noch mehr Ärger, als uns ohnehin ins Haus stehen wird. Könnten Sie das bitte vorbereiten? Über die endgültigen Texte stimmen wir uns noch ab.«

Als Hörgut gegangen war, sank Anderlands Kopf langsam nach vorn, bis seine Stirn auf der kühlen Schreibtischplatte lag. Er hielt die Augen geschlossen. Wolfer erschien vor seinem geistigen Auge. Er sah ihn nur an...

Wo mochte Valerie sein?

Er rief in ihrem Büro an, ließ sich mit der Personalabteilung verbinden. »Frau Gutmundson ist nicht mehr bei uns beschäftigt. Sie hat gekündigt, war noch in der Probezeit.«

»Wann?«

»Vergangenen Dienstag.«

Über die Sprechanlage meldete Frau Gohlke: »Herr Dr. Schönemann!«

»Ich lasse bitten.«

»Wenn es Ihnen nicht gelingt, die Richter in New York zu überzeugen, wird Nanorobo durch den Wolf gedreht. Und Sie, Herr Anderland, gleich mit.«

Dr. Schönemanns Brillengläser blitzten. Sie reflektierten das durch ein Fenster einfallende Sonnenlicht. Mit seinen langen, lockig abstehenden weißen Haaren und seinem zerfurchten Gesicht wirkte der Anwalt wie ein alttestamentarischer Prophet. Er sprach nicht, er verkündete.

»Es gilt also, unverzüglich einen der ersten Patentanwälte in New York zu finden. Und natürlich einen hier in Deutschland als Korrespondenz-Anwalt. Wenn Sie es wünschen, kümmere ich mich sofort darum.«

»Bitte, ja!«

»Vor allem brauchen wir Beurle. Sie haben keine Ahnung, wo er steckt?«

»Keine.«

»Dann müssen wir die Staatsanwaltschaft bitten, ihn zur Fahndung auszuschreiben. Strafrechtlich relevante Tatbestände gibt's genug. Und damit, Herr Anderland, wären wir wieder bei Ihnen. Ich kann, falls Sie mir auch persönlich ein Mandat erteilen wollen, nur die zivilrechtliche Seite in Deutschland abdecken, Schadenersatzansprüche gegen Sie von Aktionären etwa oder Ansprüche von Ihnen, zum Beispiel gegen Treuer, Beurle. Ein weites Feld. Ich empfehle Ihnen aber dringend, zwei erstklassige Wirtschaftsstrafrechtler mit Ihrer Vertretung zu beauftragen, einen in Deutschland, einen in New York. Denn als erstes werden strafrechtliche Ermittlungsverfahren

auf Sie zukommen. Zivilrechtliche Ansprüche folgen allenfalls später, im Kielwasser der Strafverfahren gewissermaßen.«

»Strafverfahren?«

»Betrug eventuell, Anlagebetrug. Sollten tatsächlich Patente nicht nur nachgeahmt, sondern gestohlen worden sein... Ich bin kein Strafrechtler, Herr Anderland.«

»Das wären, wenn ich richtig zähle, mindestens vier hochkalibrige Anwälte, die ich auf meine Rechnung bestellen müßte. Dauerten die Verfahren nur einige Monate, wäre ich vermutlich pleite.«

»Dafür könnte schon ein amerikanischer Staranwalt genügen«, sagte Schönemann. »Und wenn Sie dann nur einen Prozeß verlieren oder verurteilt werden, kommen die Gerichtskosten hinzu.«

»Dann stehe ich im Hemd auf der Straße.«

»Wissen Sie eine Alternative?« Die Blitze auf den Brillengläsern von Schönemann waren erloschen. Anderland versuchte, in den Augen des Anwalts zu lesen. Lauerten sie? Schätzten sie ihn ab? Das Durchhaltevermögen seines Mandanten vielleicht? Spekulationen.

»Die Anwälte werden Anzahlungen verlangen. Womit muß ich rechnen?«

Schönemanns Lippen bewegten sich leise.

»Stellen Sie sich erst mal auf eine Million ein, bevor die Herren anfangen zu arbeiten. Dabei habe ich mich nicht mitgerechnet. Alles Weitere hängt von der Dauer und dem Umfang der Verfahren ab.«

»Und Sie?«

»Warten wir erst mal ab. Hunderttausend vielleicht. Höchstens.«

Anderland rechnete: Geld und Wertpapiere geschätzt 1000000 DM; für seine Nanorobo-Aktien hätte man vor einer Woche etwa 50 Millionen bezahlt, jetzt waren sie praktisch

wertlos; seine 750000 DM lagen auf Jahre in Immobilienprojekten in Berlin fest, sogenannte Steuersparmodelle, schwer zu bewerten und nicht verfügbar. Nicht einmal für eine Kreditaufnahme von Nutzen. Blieben seine Bildersammlung und sein Haus in Grünwald. Das Haus würde für eine Million wohl rasch zu verkaufen sein, vielleicht sogar für eineinhalb Millionen. Die Bilder? Er hatte gekauft, was ihm gefiel, keine »Wandaktien«. Er müsste also Käufer finden, die den gleichen Geschmack haben. Nicht einfach. Vorsichtige Schätzung also, mit etwas Glück: 500000 DM?

»Ich habe keine Alternative«, sagte Anderland.

»Dann mache ich mich also an die Arbeit. Würden Sie mir bitte diese Vollmacht unterschreiben?«

Mit Bergdorf, dem Betriebsratsvorsitzenden, hatte er sich schnell verständigt. Bergdorf war erstaunlich gefaßt gewesen. Er hatte Anderland angesehen, hatte geschwiegen, eine Minute lang vielleicht. Dann hatte er gesagt: »Tut mir leid für Sie, Herr Dr. Anderland!«

Um 15 Uhr, hatten sie verabredet, eine außerordentliche Betriebsversammlung. Während des Schichtwechsels, um möglichst viele Mitarbeiter zu erreichen.

»Ich lasse alles vorbereiten«, hatte Bergdorf gesagt. »Wie immer in Halle 1.«

Halle 1 war die größte Halle. Sie stammte aus den fünfziger Jahren. Hier wurden die großen Industrieroboter gefertigt, in zwei Fertigungslinien. Dazwischen lag ein breiter Gang, der für den Materialfluß gebraucht wurde. Im Eingangsbereich der Halle war ein freier Raum, eine Raumreserve eigentlich, der für Versammlungen einiger hundert Menschen Platz bot. Ein Holzpodium konnte innerhalb weniger Minuten aufgestellt, eine Mikrofonanlage montiert werden. Routine.

Anderland hatte sich im Kopf einen Text zurechtgelegt. Er wußte, wie man Reden aufbaute. Das bewährte Erfolgsschema, mit wechselndem Inhalt.

Als er die Halle betrat, die Menge sah, die Hunderte von Gesichtern, die ihn ansahen, erwartungsvoll, skeptisch die einen, vertrauensvoll die anderen, da verflog sein Text.

Er fing an zu sprechen, keine Rede, er erzählte, als hätte er die Menschen unter ihm an seinen Tisch gebeten, sie

eingeladen, ein Glas mit ihm zu trinken, ihm zuzuhören, seinen Sorgen zuzuhören.

Er sagte ihnen, wie erfolgreich sie gewesen wären. »Das beste Monatsergebnis bisher!« Nun aber hätte unerwartet der Blitz in ihr schönes Haus eingeschlagen. Noch lasse sich nicht sagen, ob das Haus lichterloh brenne oder ob größerer Schaden abzuwenden sei. Und dann erklärte er ihnen in einfachen Worten, was geschehen war.

»Eine Milliarde Dollar! Das sind etwa 1,8 Milliarden DM! Wir sind immer stolz auf unsere geordneten Finanzen gewesen: dreihundert Millionen freie Liquidität in der Bilanz! Dazu zweihundert Millionen freie Kreditlinien! Mehr als genug, um das weitere Wachstum unseres Geschäftes zu finanzieren und Rückschläge, die immer mal kommen, aufzufangen. Aber 1,8 Milliarden DM! Dafür ist unser Haus nicht groß genug. Natürlich werden wir kämpfen, ob aber unsere Waffen scharf genug sein werden? Wir sind ein mittleres Unternehmen, und wir haben es mit mächtigen Gegnern zu tun.«

»Aber«, rief er aus, »Hartmann« – er sagte Hartmann, nicht Nanorobo – »wird nicht untergehen! Das verspreche ich euch!« Und dann erklärte er ihnen, daß Nanorobo notfalls in ein Insolvenzverfahren gehen müßte. Der Sinn dieses Verfahrens, das man erst vor zwei Jahren eingeführt hatte, sei es gerade, gesunde Unternehmen am Leben zu erhalten, sie vor der Zerschlagung im Konkurs zu schützen und vor allem die Arbeitsplätze zu sichern. Er, Anderland, werde alles in seinen Kräften Stehende tun, um das zu erreichen. Aber auch sie müßten dazu beitragen: »Arbeitet weiter, wie bisher! Zeigt, was ihr könnt! Was Hartmann leisten kann! Dann werden die Gerichte euch beistehen! Ein harter Kampf steht bevor. Ich werde euch auf dem laufenden halten. Haltet inzwischen die Daumen!«

Er schüttelte dem Betriebsratsvorsitzenden die Hand. Keine gute Rede! dachte Anderland. Zu seiner Überraschung bekam er Beifall.

Journalisten riefen an. Er übernahm jedes Gespräch. Wie erwartet, war der Kurs der Nanorobo-Aktie an der Börse zusammengebrochen, Händler sprachen von Panikverkäufen.

Frau Gohlke meldete:

»Herr Dr. Paffig am Apparat!«

Paffig! Den hatte er vergessen. Den Aufsichtsratsvorsitzenden von Treuers Gnaden. Wie überhaupt den Aufsichtsrat, Treuers Freunde. Man hatte bisher nur zweimal im Jahr getagt. Jeweils eine Stunde. Danach war man zum Essen gegangen. Es gab ihn eigentlich nicht, diesen Aufsichtsrat. Nur pro forma.

Paffigs Stimme krächzte: »Was ist bei Ihnen los, Herr Anderland? Warum erfahre ich nichts?«

»Das wollte ich Sie fragen, Herr Paffig. Warum erfahre ich nichts? Nichts von Ihrem Freund Treuer! Nichts über seinen Aufenthaltsort! Nur, daß er seine Nanorobo-Aktien merkwürdigerweise gerade noch an die Chinesen verkauft hat, als er schon wußte...«

»Was wußte?«

»Daß Nanorobo eine dicke Patentverletzungsklage aus Amerika ins Haus steht. Hat er Ihnen das nicht gesagt? Er wird übrigens gesucht, Ihr Freund Treuer.«

»Er ist nicht mein Freund!«

»Nicht? Ist mir neu. Er wird gesucht wegen Betrug, Anlagebetrug, Insiderhandel, Steuervergehen. Die Staatsanwaltschaft hat eine lange Liste. Ist Ihnen das neu? Man

wird sicher noch auf Sie zukommen. Ich würde mich vorbereiten, an Ihrer Stelle, Herr Paffig!«

»Eine Drohung?«

»Ein guter Rat!« Anderland knallte den Hörer in die Halterung.

Im Gebäude war es still geworden. Tiefe Dämmerung hatte sich vor die Fenster gelegt, fast schon Nacht. Frau Gohlke hatte sich vor einer Stunde verabschiedet.

Er ging über den Parkplatz zu seinem Wagen. Die anderen Stellplätze waren leer.

Ein Mann stand in seinem Weg. Der Mann nahm die Mütze ab. Graues, schütteres Haar stand wie ein Kranz um seinen Kopf.

Anderland war stehengeblieben. Er glaubte das Gesicht zu erkennen. Aus der zweiten Reihe unter ihm hatte es ihn angesehen, während er sprach. Der Mann blickte ihm in die Augen, als suche er etwas.

»Hab den alten Wolfer noch gekannt«, sagte der Mann.

Anderland reichte ihm die Hand. Der Mann zögerte, ehe er die Hand ergriff. Die Hand des Mannes fühlte sich trocken an, wie brüchiges Pergament. Der Mann schien noch etwas sagen zu wollen, zuckte kurz mit den Schultern.

»'n Abend, Herr Doktor!« murmelte er.

Anderland sah ihm nach. Der Mann hinkte etwas, zog das linke Bein nach. Sollte er ihm nachlaufen? Um was zu sagen?

Anderland zog die Autotür mit einem heftigen Knall hinter sich zu, startete, drehte den Wagen im Rückwärtsgang aus dem Stellplatz heraus, gab zuviel Gas. Er hörte das Geschrei der Reifen. An der Ausfahrt stand der Mann. Anderland hielt den Wagen an, ließ das Fenster herunter: »Kann ich Sie mitnehmen?«

Der Mann schüttelte den Kopf.

Noch immer keine Nachricht von Valerie.

Er hatte seit dem Frühstück nichts gegessen, hatte keinen Hunger. Aber er mußte etwas essen. Er machte sich ein Schinkenbrot, kaute gedankenlos, trank ein Bier, spülte die Brotreste hinunter.

»Eine gute und eine schlechte Nachricht!« Schönemann schnaufte, warf seinen massigen Körper in einen der beiden Sessel in der Ecke von Anderlands Büro. Er zog ein großes weißes Taschentuch aus der Tasche, faltete es umständlich auseinander, nahm es wie ein Handtuch in beide Hände, wischte damit über sein Gesicht, seinen Nacken. Er faltete das Tuch wieder zusammen, schob es in die Tasche zurück. Anderland saß ihm gegenüber, sah ihm geduldig zu.

»Heiß draußen!« schnaubte Schönemann. »Nun also: die gute Nachricht zuerst. Man hat Beurle geschnappt. An der schweizerisch-französischen Grenze. Er ist bereits in Deutschland, in Untersuchungshaft.«

»Gott sei Dank! Und die schlechte Nachricht?«

»Die schlechte Nachricht ist: Beurle hat alles gestanden. Die vorsätzliche Verletzung von sechs Verfahrenspatenten. Er hat sie also schlicht geklaut. Im Einvernehmen, Beurle soll gesagt haben: auf Betreiben! Mit Treuer. Treuer soll gesagt haben, bei so vielen Patenten falle das bestimmt nicht auf. Falls Beurle aber davon Wind bekommen sollte, daß es Ärger gebe, solle er ihn sofort unterrichten. In diesem Fall, hätten Treuer und Beurle verabredet, würde Treuer ihm eine Entschädigung von 5 Millionen DM zahlen. Beurle scheint ein vorsichtiger Mann zu sein. Jedenfalls hat er gestanden, daß diese 5 Millionen seit langem auf einem Sperrkonto einer Bank in Zürich deponiert gewesen seien, abrufbar mit zwei Codewörtern, einem von Treuer, einem von Beurle. Auf ein Stichwort von Beurle, so sei es verabredet gewesen, würde Treuer ihm sein Codewort

mitteilen, Zug um Zug gegen die Preisgabe der vertraulichen Nachricht aus den USA.

Genau so sei es abgelaufen. Beurle sei nach München zu Treuer gefahren. Die Worte wurden ausgetauscht. Zwei Tage später habe Beurle das Geld in Zürich abgehoben. In bar. Von Treuer habe er nichts mehr gehört. Er wisse nicht, wo er sei.

Und noch etwas: Beurle hat sich bereit erklärt, in New York als Zeuge auszusagen. Dafür erwarte er eine gnädige Behandlung.«

»Das muß ich erst noch verdauen, Herr Schönemann.«

»Ich kann Ihnen dabei helfen, Herr Anderland: mit dieser Aussage und der Bereitschaft, in New York auszusagen, ist für Nanorobo wohl der schlimmste denkbare Fall eingetreten. Die Schlacht ist verloren, ehe sie richtig begonnen hat. Der Kommentar unseres amerikanischen Patent-Anwalts war kurz: »Hopeless!«

Ob man nicht wenigstens über die Höhe der Schadenersatzforderung verhandeln könne, hab ich ihn gefragt. Er hat nur gelacht. Man wisse genau, daß Nanorobo die Forderung nicht bezahlen könne. Darum gehe es gar nicht. Es gehe allein darum, Nanorobo, diesen lästigen Wettbewerber, zu vernichten. Vernichten! Er brauchte genau dieses Wort.«

»Wenn ich das richtig verstehe, heißt das für mich: das einzige, was Nanorobo – ich sage lieber: Hartmann – noch retten kann, ist die sofortige Einleitung eines Insolvenzverfahrens.«

»Dazu hätte ich Ihnen auch geraten, Herr Anderland.«

»Ich werde diesen Antrag vorbereiten. Wenn Sie ihn noch mal überprüfen würden. So was macht man schließlich nicht alle Tage. Fehler dürfen wir uns nicht leisten.«

»Ich stehe zur Verfügung.« Schönemann ließ einen Augenblick verstreichen. Dann legte er ein Lächeln auf sein Gesicht, eine gekonnte Inszenierung: »Eine gute Nachricht

könnte in der schlechten Nachricht stecken: strafrechtlich hat Beurle Sie persönlich – ungewollt wahrscheinlich – mit seiner Aussage entlastet – scheint mir. Aber ich will dem Strafrechtler nicht vorgreifen.«

»Sie werden ihn unverzüglich unterrichten?«

»Schon geschehen!« Schönemann erhob sich mit majestätischer Geste.

»Sie rufen mich an?«

»Heute noch.«

Er unterrichtete Hörgut. Dann Bergdorf: »Eine Betriebsversammlung sollten wir erst einberufen, wenn das Gericht unseren Antrag angenommen und einen vorläufigen Insolvenzverwalter bestellt hat.«

»Einverstanden, Herr Doktor.«

Er arbeitete bis spät in die Nacht, arbeitete alles ab, nach vorgegebenem Plan, Punkt für Punkt, auf das Ende zu. Es war abzusehen, ohne Alternativen.

Und ohne Gnade, bis zu den Schlaftabletten in der kahlen Wohnung. Er mußte schlafen, um auch morgen noch zu funktionieren, und übermorgen. Und deshalb mußte er die Selbstgespräche beenden, den ununterbrochenen, nur gemurmelten Redefluß, der ihn aushöhlte, als wesenslose Hülle in die Nacht entließ.

Da es niemand gab, der ihm antwortete, ihm Worte zurückgab, die diese Hülle füllen könnten. Kein Freund, kein Mentor. Valerie?

Er wählte ihre Nummer. Abendliche Routine. Mehr nicht. Wußte er doch längst, daß er sie nicht erreichen würde. Seit jenem Dienstag.

Die Leitung war tot. Keine Antwort. Kein Signal.

Es gebe keinen Anschluß unter ihrem Namen. So die freundliche Stimme der Auskunft. Die Stimme einer jungen Frau. Er hätte gern länger mit ihr gesprochen. Die andere Stimme klang wie ein Band, metallisch, knapp: Die Person dieses Namens ist in München polizeilich nicht mehr gemeldet. Amtlich.

Er mußte zufrieden sein. Den eingeschränkten Rahmen der letzten Tage hatte er gefüllt, so gut er es vermochte.

Hartmann würde überleben. Der Richter hatte Verständnis gezeigt. Er hatte einen betriebserfahrenen Wirtschaftsjuristen zum vorläufigen Insolvenzverwalter bestellt. »Gabriel«, hatte er sich Anderland vorgestellt, »wie der Erzengel.« Er war Anderland auf Anhieb sympathisch. Er machte keine großen Worte, kam sofort zur Sache und wußte, worauf es vor allem ankam: auf die Menschen. In dieser Gegend gäbe es kaum Arbeitsalternativen, wenn Hartmann die Tore schließen müßte.

Drei Tage lang hatte Anderland Gabriel eingeführt, hatte ihm seine Vorschläge für das Überleben der Firma erläutert. Gabriel konnte zuhören, er machte sich Notizen.

Frau Gohlke würde er gern übernehmen, hatte er gleich gesagt. Sie hatte noch drei Jahre bis zur Rente.

Die Roboter-Sparte sollte die Fertigung mit voller Kraft wiederaufnehmen. Die Nano-Sparte müßte durchforstet werden. Er hätte jemanden, der das übernehmen könnte. Hier würden wohl auch einige Köpfe rollen müssen – »mit Bedacht«, hatte Gabriel hinzugefügt. Die Schlacht mit den Amerikanern gebe er noch nicht verloren. Vielleicht ließen sie ihre Schadenersatzforderung fallen, wenn man sich bereit erklärte, die Nano-Sparte ganz oder teilweise zu schließen. Denn darum gehe es doch wohl. Das wäre zwar bitter, aber unter den gegebenen Umständen – eine Heilung ohne Schmerzen sei kaum zu erwarten.

In jedem Fall würde er empfehlen, warf Anderland an dieser Stelle ein, das Unternehmen wieder Hartmann zu nennen, den häßlichen Namen Nanorobo aufzugeben.

»Gute Idee!« sagte Gabriel.

Anderland hätte sich gern von der Betriebsversammlung persönlich verabschiedet. »Verstehe ich«, erwiderte Gabriel, »aber in dieser Situation, fürchte ich, wäre das nicht opportun. Tut mir leid. Verabschieden Sie sich schriftlich! Und wenn Sie mir das Schreiben vorher zeigen würden, würde ich das als höfliche Geste zu schätzen wissen.«

Am Abend des dritten Tages sagte Gabriel: »Ich danke Ihnen, Herr Anderland. Sie waren für mich eine große Hilfe. Von morgen an muß ich allein schwimmen.«

Anderland hatte verstanden.

Sie gaben einander die Hand, fast wie Freunde, die wissen, daß sie sich nicht wiedersehen werden.

Zeit, seine Zelte abzubauen. Es gab nichts mehr zu tun. Er hatte den Mietvertrag gekündigt, einige wenige Möbelstücke in ein Depot stellen lassen, den Rest verschenkt. Wo aber sollte er die Zelte wieder aufstellen?

Sein Haus in Grünwald hatte der Makler verkauft. Zu einem akzeptablen Preis, wenn man bedenke... Sechs Wochen hatte er Zeit, das Haus zu räumen, bis zum 30. September.

Anderland tat das nicht leid. Er wäre nicht nach Grünwald zurückgekehrt. Was sollte er dort noch? Freunde hatte er nicht mehr. Bekannte? Den einen oder anderen. Kein Grund, nach München zurückzukehren. Und sonst? Tuschelnde Nachbarn, der Briefträger, die Putzfrau, die er nie sah. Mit ihrem Gerede: Dort geht der Pleitier! Der landet noch im Gefängnis.

Berlin? Er war in letzter Zeit oft da gewesen. Dort kannte ihn niemand. Man würde ihn nehmen, wie er war, in zerbeulten Hosen und Rollkragenpullovern. Am Prenzlauer Berg, zum Beispiel. Vor drei Wochen hatte er sich dort einige Wohnungen angesehen. Eine hatte ihm gefallen. Er hatte sie sich für vier Wochen reservieren lassen. In dieser Woche würde er sich entscheiden müssen. Altbau, drei nicht zu große Zimmer, Diele, Küche, Bad. Hohe Stuckdecken. Fenster zu einem ruhigen Hof.

Mehr brauchte er nicht. Einen Neuanfang konnte er sich nur klein vorstellen, ohne Aufsehen. Große Sprünge würde er sich nicht leisten können. Wenn er Glück hatte, blieb ihm die Wolfer-Pension. Obwohl es Wolfer nicht mehr gab. Vorläufig zahlte noch Modern Technology. Wie lange? Es gab Gerüchte. Und, hatte der Anwalt gesagt, es könnten noch immer Ansprüche geltend gemacht werden. Der größere Teil seiner Pension sei pfändbar.

Er hatte aufgehört, sich Sorgen zu machen. Ein gutes Zeichen. Irgend etwas würde sich finden lassen. Nur nicht Unternehmensberater. Das hatte er hinter sich. Er war in einem anderen Zeitalter angekommen. Er dachte daran, seine Memoiren zu schreiben. Nicht für die Öffentlichkeit. Er hatte keinen literarischen Ehrgeiz. Obwohl sein Leben in vieler Hinsicht als exemplarisch angesehen werden konnte. Der Ehrgeiz, zu belehren, war ihm verlorengegangen. Nur für sich. Um seine Vergangenheit zu ordnen. Denn nur auf einer geordneten, abgeschlossenen Vergangenheit läßt sich Neues aufbauen. Er war noch zu jung, um nicht an einen Neuanfang zu glauben. Er würde sich finden, sobald er in Berlin Fuß gefaßt hätte.

Er rief den Makler am Prenzlauer Berg an: »Ich nehme die Wohnung.«

In den nächsten Tagen komme er vorbei, um die Verträge zu unterschreiben. Er erinnerte sich an den Geruch von Bohnerwachs auf der alten, etwas knarrenden Holztreppe. Die Wohnung lag im dritten Stock. Es gab keinen Fahrstuhl. Im zweiten Hinterhof hörte man kaum Straßenlärm. Sein alter Schreibtisch würde in das dritte Zimmer passen, unter dem Fenster zum Hof. Er sah ausgebreitete weiße Papierblätter vor sich, Bleistifte, Anspitzer, Radiergummi, einen Füllfederhalter.

»Ich würde gern so bald wie möglich einziehen«, sagte er dem Makler.

»Zum 1. Oktober?«

»Spätestens.«

Nach der Vertragsunterzeichnung hatte er noch zwei Stunden Zeit gehabt. Er wanderte in der Nachbarschaft herum, genoß die Anonymität.

Er ging in eine Eckkneipe, zwei Häuserblocks entfernt. Er wollte nicht im Freien sitzen, obwohl es warm war und die Sonne schien – halbdunkler Raum, gescheuerte Holztische, Biergeruch, glänzende Metalltheke mit Blechplakat darüber: »Berliner Kindl«. Er trank ein Bier, aß eine Bulette. Er war der einzige Gast, kam mit der Kellnerin ins Gespräch. Gutmütige Fünfigerin, etwas mollig, aber wohlproportioniert, mit Humor und freundlichen Augen. Sie setzte sich zu ihm. Er wäre gern länger geblieben. Ja, er würde demnächst hier wohnen. Gleich um die Ecke. Warum sollte er nicht wiederkommen?

Die Kanzlei von Professor Großhahn lag mitten in Karlsruhe, in einer Villa aus rötlichem Klinker, im Stil der Gründerjahre um 1880.

Anderland hatte Großhahn nur einmal gesehen, in seinem Büro bei Nanorobo. Schönemann hatte ihn ihm empfohlen. Einen besseren Strafverteidiger könne er kaum finden, einer der besten Wirtschaftsstrafrechtler weit und breit. Nicht billig, aber...

Großhahn, um die Sechzig, jünger wirkend, quicklebendig sogar, war von rundlicher, gedrungener Gestalt. Er hatte einen runden Kopf, ein Gesicht mit einem leicht ironischen Ausdruck und flinken kleinen Wieselaugen.

Bei den Staatsanwälten gefürchtet, hatte Schönemann gesagt.

Großhahn war sofort zur Sache gekommen: »Sollte Ihr Büro oder Ihre Wohnung durchsucht werden, das könnte passieren, schweigen Sie und informieren Sie mich. Das gleiche gilt, sollten Sie zu einer Vernehmung vorgeladen werden. Die Versuchung ist groß, dem höflichen, freundlichen Staatsanwalt in einem vernünftigen Vier-Augen-Gespräch erklären zu wollen, daß es sich bei dem Ganzen nur um ein Mißverständnis handeln könne. Der Staatsanwalt wird Ihnen verständnisvoll zuhören, und wenn Sie eben meinen, ihn überzeugt zu haben, schnappt die Falle zu. Und die wieder aufzukriegen kann auch für mich verdammt schwer sein. Haben Sie Fragen, Herr Anderland?«

Großhahn wartete nur wenige Sekunden, dann fuhr er fort: »Sie werden voraussichtlich in der nächsten Zeit nichts von mir hören, es sei denn, es gibt noch Fragen, die sich am

Telefon klären lassen. Allgemein telefoniere ich nicht gern, Sie verstehen?»

Anderland nickte. Auf den Gedanken war er noch nicht gekommen.

»Wenn es etwas Wichtiges gibt oder wir etwas besprechen müssen, werde ich Sie bitten, mich in Karlsruhe zu besuchen.«

Das Wartezimmer war in einer geräumigen Diele, mit Möbeln, passend zum Stil des Hauses. Auf kleinen Tischen lagen Tageszeitungen, Kunstmagazine, naturkundliche Zeitschriften.

Er mußte nur wenige Minuten warten. Gestern erst hatte Großhahn ihn angerufen, am letzten Tag in seinem Mietshaus. Das Gespräch war kurz gewesen: »Wir müßten uns sehen, Herr Anderland.«

»Wann Sie wollen.«

»Morgen, um 11 Uhr?«

»Gerne.«

»Ich kann Ihnen etwas Erfreuliches mitteilen, Herr Anderland: Der Staatsanwalt ist auf meinen Vorschlag eingegangen, Ihnen anzubieten, das Verfahren gegen Sie gegen Zahlung eines Bußgeldes von zweihunderttausend Mark an eine gemeinnützige Stiftung einzustellen. Die bisher angefallenen Gerichtskosten und mein Honorar kämen natürlich hinzu. Insgesamt wären Sie die ganze Geschichte zum Preis von etwa einer halben Million los.«

»Und was ist mit Amerika?«

»Nach Einschätzung unseres Korrespondenten in New York ist mit einer Anklage gegen Sie nicht zu rechnen. Sie sollten aber in nächster Zeit nicht unbedingt in die USA reisen. Man weiß ja nie.«

»Könnte ich mir sowieso nicht leisten.«

»Er rät Ihnen, Gras über die Sache wachsen zu lassen.«

»Das gilt wohl nicht nur für Amerika.«

»Richtig!«

»Ich entnehme Ihren Worten, Herr Großhahn, daß Sie mir zur Annahme raten.«

»Unbedingt. Billiger werden Sie's kaum bekommen können.«

»Wofür habe ich eigentlich zu büßen, Herr Großhahn?«

»Für Ihre Vertrauensseligkeit, Herr Anderland.«

»Ist die strafbar?«

»Indirekt ja.«

»Ich fürchte, Herr Großhahn, dann werde ich mich immer wieder strafbar machen. In dieser Hinsicht bin ich ein Überzeugungstäter!«

»Das verstehe ich. Es gefällt mir sogar. Aber diese Einsicht hilft uns nicht weiter.«

»Ich habe mal gelernt, man muß um sein Recht kämpfen!«

»Ein schönes Postulat! Aber wie stellen Sie sich das in der Praxis vor? Ich gebe Ihnen zu, Sie hätten gute Aussichten, in einem Strafverfahren vor Gericht in letzter Instanz freigesprochen zu werden. Aber könnten Sie sich das leisten?

Das Verfahren würde durch alle Instanzen laufen. Es würde Jahre dauern. Wissen Sie, was Sie das kosten würde? Millionen! Haben Sie gehört, ich habe im Plural gesprochen! Und ich meine damit nicht nur zwei oder drei Millionen! Haben Sie die? Gewiß, würden Sie am Ende freigesprochen, würden Sie einen Teil dieser Kosten wiederbekommen. Aber bis dahin? Gibt es jemand, der Ihnen das Geld vorstreckt? Eine Bank vielleicht? Und was, wenn Sie nicht freigesprochen werden? Sichere Prognosen gibt es vor Gericht nie und vor Strafgerichten schon gar nicht.

Man mag sich noch so sehr im Recht fühlen, Strafrecht hat leider mit Recht nicht viel zu tun. Ich gehöre der Generation an, Herr Anderland, die nach dem Krieg Jura studiert hat. Nach

der Zeit der Rechtlosigkeit hatten wir den Kopf voller Ideale. Wir glaubten nur zu gerne an eine Renaissance des Rechts, von dem unsere Lehrer uns erzählten. Deshalb bin ich Anwalt geworden, Anwalt des Rechts, so sah ich das. Es hat nicht lange gedauert. Die Garderobe, an der ich die Ideale abgeben mußte, ist wahrscheinlich längst verfallen.

Uff! Herr Anderland, Sie haben mich herausgefordert. So lange rede ich selten. Außer vor meinen Studenten an der Universität. Mit ihnen spreche ich noch heute über unsere großen Lehrmeister, die um das Recht gerungen haben, seinen Geist, seinen Ursprung, seinen Sinn. Über Savigny, Hugo, Richter, über Hegel und Stahl, Radbruch und Stammler. Und, Sie mögen es glauben oder nicht, ich kann mich noch immer so in Feuer reden, daß ich für einige glückliche Momente meine, es wäre noch nichts verloren – «

»Aber wo und wann ist das Recht, das Sie meinen, verlorengegangen? Mir ist das, ehrlich gesagt, nie aufgefallen.«

»Das ist es ja gerade! Den wenigsten ist das aufgefallen. Vielleicht ist es ja nur verschüttet. Aus Nachlässigkeit. Verstehen Sie mich nicht falsch, Herr Anderland: Ich habe Respekt vor dem Können und der Integrität von Staatsanwälten und Richtern. Sollte ich es einem Staatsanwalt verübeln, wenn er ehrgeizig ist, dem Verteidiger an Geist und Witz überlegen, Karriere machen will? Er tut seine Pflicht, wenn er seine Tricks anwendet, tut, was die Gesetze ihm aufgeben. Und da liegt der Hase im Pfeffer! An der Wiege der Gesetze steht politische Opportunität, selten das Recht. Und weil es dem Gesetzgeber oft schwerzufallen scheint, sich klar zu entscheiden, schmückt er seine Gesetze mit Generalklauseln, weiten Spielräumen für schwer voraussehbare Auslegungen.

So entstehen seltsame Rechtsfiguren, die man früher nicht gekannt hat: etwa den ›Täter hinter dem Täter‹, darunter

versteht man – denken Sie an Ihren Fall, die strafrechtliche Verantwortung eines Vorstands für die Handlungen seines Vorstandskollegen! Oder seines Mitarbeiters! Genug! Sie haben verstanden, denke ich. Mir lag daran, Sie vor einer weiteren Vertrauensseligkeit zu bewahren.«

Während er zuhörte, hatte Anderland gerechnet: zweihunderttausend Mark etwa waren vom Verkaufspreis für sein Haus übriggeblieben. Seine Immobilienprojekte in Berlin, die Steuersparmodelle, hatte er verkaufen können, für dreihunderttausend Mark, nicht mal den halben Wert, aber immerhin. Er konnte sich gerade noch leisten, ja zu sagen.

»Sie sollten auch daran denken«, hörte er Großhahn sagen, »um am Ende Recht zu haben oder, sagen wir, freigesprochen zu werden, verschenken Sie die schöpferischen Jahre, die Ihnen noch bleiben mögen. Ein hoher Preis!«

»Das«, erwiderte Anderland, »ist mir die ganze Zeit durch den Kopf gegangen. Die Vorstellung, ich würde nur noch für meinen Grabstein leben, auf dem eingemeißelt die Worte stehen: ›Er wurde freigesprochen.‹ Worte, die niemand mehr liest. Hätte ich wenigstens einen Sohn! Ich habe aber keinen Sohn. Niemand. Herr Großhahn, ich danke Ihnen. Ich nehme an. Ich könnte auch sagen: Ich kaufe mich frei.«

»Ich bin froh – für Sie, Herr Anderland. Darf ich Sie noch zum Essen einladen? Sie würden mir eine Freude machen.«

»Gern!«

»Heute nachmittag habe ich zufällig wieder eine Vorlesung. Alle vierzehn Tage. Ich werde diesmal frei sprechen. Ich habe mich gerade warm gelaufen.«

»Wird ein Gasthörer zugelassen?«

»Mit Vergnügen! Um 15 Uhr im Hörsaal 21.«

In der Küche hing noch ein Kalender: 28. September. Morgen früh um acht würde der Möbelwagen kommen. Die Nachbarn würden über den Zaun gucken und sagen: »Endlich zieht er aus!« Zwei Jahrzehnte hatte er hier gewohnt. Oder länger? Es wurde Zeit. Richtig zu Hause hatte er sich in Grünwald nie gefühlt. Wahrscheinlich hatte dafür die Frau gefehlt. Und Kinder. Eine Familie. Möbel und Kisten standen ungeordnet in den Zimmern herum. An jedem Stück klebte ein Zettel: »Prenzlauer Berg« oder »Depot Berlin« oder »Sperrmüll«. Die Wände waren schon lange kahl, seit er seine Bilder verkauft hatte. Fünfhundertdreißigtausend Mark, so viel ungefähr, wie er einmal bezahlt hatte. Auch das Geld lag auf den Konten der Anwälte. Staubstriche an den Wänden zeigten an, wo die Bilder gegangen hatten.

Das Haus war fremd geworden. Es bleiben keine Spuren. In einigen Wochen, wenn die Wände gestrichen sind, eine Wand vielleicht versetzt worden ist, wird es ein anderes Haus sein.

Als letztes wird morgen früh sein Bett auseinandergenommen und verpackt werden. Man wird es zum Prenzlauer Berg bringen. Vor allem die Matratze. Sie ist schon Jahre alt, aber er gewöhnt sich nicht gern um. Wenn alles verpackt, das Haus abgeschlossen ist, wird er dem Makler den Schlüssel bringen. Dessen Büro liegt auf dem Weg zur Autobahn. Er hat seinen 5er BMW behalten. Der ist schon über drei Jahre alt. Es lohnte nicht, ihn zu verkaufen, zum Glück, er trennte sich nicht gern von der gewohnten Bequemlichkeit.

Das Telefon klingelte, in den leeren Räumen ungewohnt schrill. Um vier, hatten sie gesagt, würde das Telefon

abgestellt werden. Es war noch nicht Mittag. Ein Kontrollanruf wahrscheinlich, eine Bestätigung. Er nahm den Hörer auf.

Eine Stimme, durch ein nachschleifendes Satellitenecho leicht verfremdet, eine Frauenstimme:

»Ich bin's, Valerie!«

»Valerie – ? Wo bist du?«

»In Salta.«

»Salta?« Er überlegte eine Sekunde: »Argentinien?«

»Argentinien, ja! Kurt – es tut mir so leid!«

»Was tut dir so leid?«

»Treuer hat mich belogen.«

»Er hat uns alle belogen und betrogen.«

»Er hat mir gesagt, du sitzt im Gefängnis! Du und Beurle! Wegen Betrug, Diebstahl, Untreue und was weiß ich alles. Ihr hättet auch ihn betrogen. Er würde noch heute nach Buenos Aires fliegen und es wäre besser, wenn ich morgen nachkäme, ehe es Ärger geben würde. Und dann hatte er mir ein Flugticket nach Buenos Aires in die Hand gedrückt, Lufthansa, First Class!«

»Sehr nobel!«

»Ich war wie vor den Kopf geschlagen, konnte kaum richtig denken. Vor allem war ich wütend, traurig, enttäuscht von dir. Ich hab versucht, dich zu erreichen, aber du warst immer weg.«

»Und die Hyäne, die dich monatelang umkreist hatte, konnte endlich zuschnappen, sein Beutetier in eine ruhige Ecke schleppen, um es dort genüßlich zu verspeisen. Stimmt's?«

Valerie antwortete nicht. Nach einigen Sekunden erst sagte sie: »Ich habe jetzt erfahren, daß Treuer mich belogen hat.«

»Und nun sind die Flitterwochen vorüber?«

»Ich habe Treuer seit Monaten nicht mehr gesehen.«

»Man fahndet nach ihm, in Europa und in den USA.«

»Treuer ist ein gerissener Fuchs. So leicht wird man ihn nicht fassen. Als wir in Buenos Aires angekommen waren, sind wir schon wenige Tage später nach Salta weitergeflogen. Treuer hatte alles vorbereitet, hat mir seine Pläne aber nicht verraten. In Salta wurden wir abgeholt und zu der Estancia gefahren, auf der ich jetzt lebe.«

»Du? Nicht wir?«

»Laß mich weitererzählen! Treuer hatte die Estancia unbesehen gekauft. Ich muß gestehen, ich war begeistert. Fruchtbares Land, üppige Vegetation in herrlicher Landschaft, im Hintergrund die Anden. Ein etwa hundert Jahre altes herrschaftliches Farmhaus, in einem Park gelegen, inmitten von Mais- und Sojabohnenfeldern, sogar etwas Tabak. Und im Hintergrund Weideland mit über fünfhundert Rindern!«

»Du schwärmst ja richtig!«

»Das kann man auch. Mit Treuer hat das nichts zu tun. Der hat nicht geschwärmt, hatte die Estancia wohl nur gekauft, weil er meinte, so weit vom Schuß sicherer zu sein. Ich kann das nur vermuten. Über die Motive seines Handelns äußert er sich nie. Eines Tages, es waren erst zwei, drei Wochen vergangen, sagte er mir, das sei ein Fehler gewesen. Er gehöre in die Großstadt. Am nächsten Tag ist er abgereist, nach Buenos Aires, hat er gesagt. Ich solle in Salta bleiben. Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen. Ob das Landleben ihn gelangweilt hat, ob ich ihn gelangweilt habe, ob er meinte, in der Metropole sicherer zu sein? Er hat mich nur noch einmal angerufen, wir sollten uns nicht mehr wiedersehen. Er sagte nicht, warum. Bald darauf aber war mir klar, ich war ihm im Wege. Und damit ich ihm keinen Ärger machte, sagte er, so mir nichts, dir nichts, ich sollte die Estancia behalten.«

»Geschenkt?«

»Vielleicht ein Abschiedsgeschenk? Es klingt übrigens bombastischer, als es ist. Der Landwirtschaft geht's schlecht

hier, schon seit Jahren. Reich werden kann man damit nicht. Nichts für Paul Treuer also. Ich kann gerade davon leben, mehr nicht. Er heißt übrigens nicht mehr Paul Treuer, er heißt jetzt Pablo Fidelidades!«

»Sehr originell. Ob ihm das hilft?«

»Keine Ahnung. Aber inzwischen ist er auch verheiratet, mit einer Frau, einer Witwe, aus einer der reichsten Familien des Landes! Erste Adresse! Um seine künftigen Schwiegereltern zu beeindrucken, stiftete er vor der Hochzeit in Buenos Aires ein Kinderkrankenhaus. Das ging durch alle Zeitungen, mit Bild. Seitdem mag man ihn hier.

Er bewegt sich sicher durch das Establishment, spendet hier, spendet da. Und er hat Freunde.

Unwahrscheinlich, daß man ihn ausliefern würde. Und wenn eine Auslieferung wider Erwarten doch drohen würde, auf Druck der USA zum Beispiel, würde er es rechtzeitig erfahren, um mit seinem Geld ein anderes Refugium aufzusuchen. Auch auf diesen Fall ist er bestimmt vorbereitet. Nein, Kurt, so leicht kriegt man diesen Pablo nicht, leider!«

»Im stillen bewunderst du ihn immer noch.«

»Ich? Ich hasse ihn!«

»Immerhin bist du durch ihn eine Gutsbesitzerin geworden, Valerie.«

»Kurt, können wir jetzt bitte das Thema wechseln? Eigentlich wollte ich dich fragen, nein, bitten – Kurt, komm her zu mir! Vergiß, was war! Vergiß Treuer!«

»Zu dir, nach Salta? Wie stellst du dir das vor? In Treuers frei gewordenen Bett?«

»Ich kaufe ein neues!«

»Valerie, ich könnte mir dich nicht leisten.«

»Na und? Ich könnte mir dich leisten!«

Lachte sie?

»Vorübergehend. Irgendwann, nach einigen Monaten, würdest du einem deiner Nachbarn begegnen, einem feurigen Argentinier. Und von da an würde ich jeden Tag älter aussehen. Und eines Morgens würde unter meinem Frühstücksgeschirr ein Flugticket von Salta nach Berlin liegen. Nein, Valerie, viele Wochen lang habe ich dich gebraucht. Aber du warst nicht da. Jetzt brauche ich dich nicht mehr.«

»Was wirst du denn in Berlin anfangen, Kurt?«

»Ich genieße vorläufig den Reiz, das nicht zu wissen! Ich werde dir meine Telefonnummer schreiben, sobald ich eine habe. Ruf mich ab und zu an, wenn du Lust hast!«

Anderland legte den Hörer auf, ließ sich auf eine Bücherkiste fallen. Er blickte durch gardinenlose Fenster – noch viele Stunden bis zum Dunkelwerden.

Er wusch sich den Umzugsstaub vom Gesicht, warf sich einen Sommermantel über und ging ins Kino. Im Kino war er seit Jahren nicht gewesen. Er wußte nicht, was gespielt wurde. Er kaufte eine Karte, las den Titel des Films:

»Der mit dem Wolf tanzt«!

Er las den Titel noch einmal und lachte.